

# Elternarbeit

SOS-Dialog Ein Fachmagazin  
des SOS-Kinderdorf e.V.

WO BIN ICH?



Kinder zwischen Pflegefamilie und  
Familie ■ Mitwirkung von Eltern ■  
Kontakte zu Eltern ■ Abschied von  
den Eltern ■ Arbeit mit Eltern ■  
Herkunftsbewältigung



# Inhalt

## Editorial

### Dossier

Barbara Brasse:  
„Herkunftsbewältigung:  
Neue Anforderungen  
an SOS-Pflegefamilien und  
Elternarbeit im Kinderdorf“  
...Seite 5

### Meinungen

Udo Pütt:  
„Christoph oder Die Grenzen  
der Elternarbeit“  
...Seite 11

Sibylle Trumpp von Eicken:  
„Soziale Elternschaft – genetische  
Elternschaft. Anmerkungen zur  
Identitätsbildung bei  
fremdplazierten Kindern“  
...Seite 13

Brigitte Martin:  
„Soziale Elternschaft. Anmer-  
kungen zur Elternarbeit in  
privaten Pflegeverhältnissen nach  
dem neuen Kinder- und Jugend-  
hilfegesetz“  
...Seite 16

### Bericht

Petra Heilingbrunner:  
„Von den nachhaltigen  
Problemen der Elternarbeit.  
Szenen und Eindrücke aus dem  
Alltag eines Kinderdorfes“  
...Seite 19

### Porträt

Ludwig Breu:  
„Die Mama und die Mutter.  
Meine zweite Heimat in einer  
ganz ‚normalen‘ Familie“  
...Seite 28

### Fortbildung

Irmela Wiemann:  
„Pflegekinder suchen Geborgen-  
heit: Herkunftsfamilie –  
Pflegefamilie, ein Spannungsfeld“  
...Seite 32

### Arbeitsplatz

„25000 Kilometer durch die  
pädagogische Welt.  
Der Fachreferent Wolfgang Graßl“  
...Seite 36

### Nachrichten, Informationen und Hinweise

...Seite 38

### Literatur zum Thema Elternarbeit

...Seite 39



Was würde aus unserer  
allgemeinen menschlichen Entwicklung,  
wenn wir uns nicht herausfordern ließen?  
*Hermann Gmeiner*

„Das Kind in seiner Welt“ ist ein Thema  
der Fotografin Françoise Saur, die  
wir für die Mitarbeit an diesem Heft  
gewonnen haben. Bis auf die Bilder von  
den Autoren und die Abbildungen auf  
der Seite 8 von Dirk Reinartz stammen  
sämtliche in diesem Heft abgedruckten  
Fotos von der in Frankreich (Elsaß)  
lebenden Fotografin.



*Dr. Volker Then, Erziehungswissenschaftler, geboren 1937, leitet den Fachbereich Pädagogik der SOS-Geschäftsstelle München und ist geschäftsführendes Vorstandsmitglied des SOS-Kinderdorf e.V.*

Liebe Leserin, lieber Leser!

„Warum stellt der SOS-Kinderdorf-Verein sein Licht ständig unter den Scheffel?“ Mit dieser wohlmeinend kritischen Frage konfrontierte mich vor kurzem der Leiter eines Jugendamtes. Vorwurfsvoll fügte er hinzu, daß SOS modellhafte Einrichtungen betreibe, die Fachwelt aber so gut wie nichts davon wisse.

Der Mann hat recht! Die Entwicklung des SOS-Kinderdorfes von einem Nachkriegsmodell für die familiennahe Betreuung verwaister Kinder zu einem Verbundsystem differenzierter Angebote der Jugendhilfe ist in der SOS-externen Fachdiskussion weithin unbeachtet geblieben. Ebenso wenig ist die Entwicklung des deutschen SOS-Kinderdorf-Vereins von einem kleinen, durch den charismatischen Gründer Hermann Gmeiner beseelten Verein zu einem Sozialwerk bekannt geworden, das heute siebzig Einrichtungen der Kinder-, Jugend-, Familien-, Behinderten- und Altenhilfe betreibt – bei steigendem Anteil von SOS-Projekten in der sogenannten Dritten Welt.

Auch angesichts des Gewaltpotentials, das sich gegenwärtig in unserer Gesellschaft Bahn bricht, sind wir als „Fachleute der Fremderziehung“ zu Stellungnahmen aufgerufen, da wir mit der Brüchigkeit der Eltern- und Kinderliebe, der Erosion von Generationengrenzen, der Überforderung von Kindern als Pseudo-Partner für Erwachsene besonders konfrontiert sind.

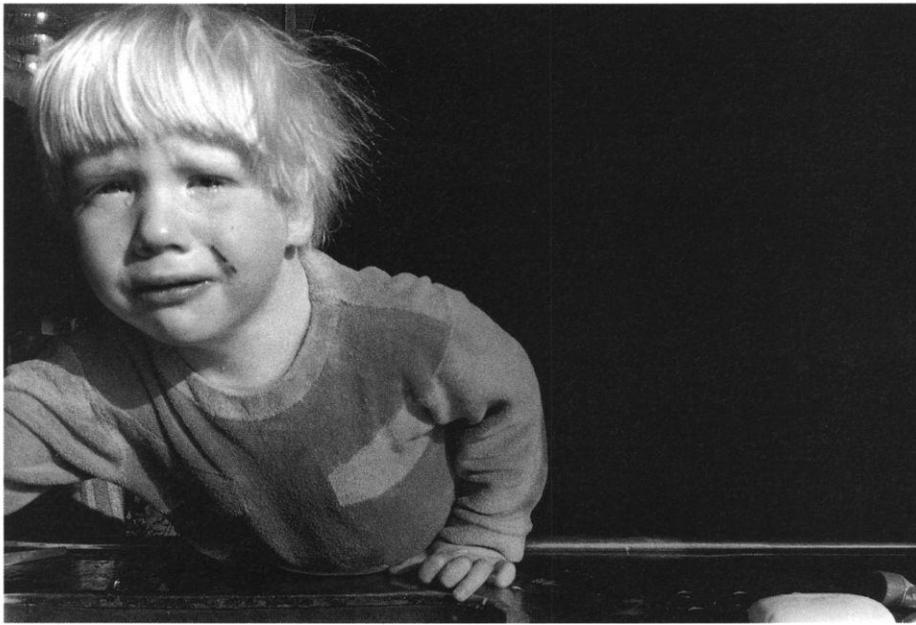
Konkret: Wie können wir mit Eltern arbeiten, die aufgrund eigener Probleme nicht in der Lage sind, für ihre Kinder zu sorgen oder die ihre Kinder deshalb sogar von sich weisen, vernachlässigen, mißbrauchen? Wie bereiten wir in der Fremderziehung Kinder, die vielfach benachteiligt sind, auf ihr Leben in einer hochverwirrenden Massengesellschaft vor?

Die Diskussion dieser und weiterer Themen möchten wir sowohl innerhalb des SOS-Kinderdorf e.V. als auch im Austausch mit anderen Fachkreisen fördern. Stellungnahmen sind gefragt, die vom Bemühen getragen sind, den pädagogischen Problemen unserer Zeit in ihrer Komplexität nachzuspüren. Nur wenn uns differenzierte Handlungskonzepte gelingen, können wir „Professionellen“ unserer Tradition treu bleiben, Lobby für Kinder auch in einer Periode soziokultureller Umbrüche zu sein.

Das von unserem Sozialpädagogischen Institut initiierte Fachmagazin hat sich zum Ziel gesetzt, einschlägige SOS-Meinungen für die Diskussion in der Fachwelt zugänglich zu machen. Zweimal jährlich wird es aus der SOS-Sozialarbeit berichten, dabei auch externe Expertinnen und Experten um Beiträge bitten.

Unsere Publikation ist außerdem mit dem Wunsch verbunden, daß sich Leserinnen und Leser zu Wort melden: Fachkräfte der öffentlichen und freien Träger der Jugendhilfe, Lehrende der Fach(hoch)schulen für Sozialwesen, kurz: alle, die an unserer Praxis interessiert sind. Wir vom SOS-Kinderdorf e.V. wollen und werden Formen finden, Ihre „Einmischungen“ aufzunehmen und in einen Dialog münden zu lassen. Wir freuen uns auf jede Rückmeldung! Viel Spaß beim Lesen wünscht  
Ihr

Dr. Volker Then



## Herkunftsbewältigung:

### Neue Anforderungen an SOS-Pflegefamilien und Elternarbeit im Kinderdorf

von Barbara Brasse



Barbara Brasse, Erziehungswissenschaftlerin M.A. und Supervisorin, geboren 1950, leitet das Sozialpädagogische Institut des SOS-Kinderdorf e.V. in München. Ihre fachlichen Schwerpunkte sind Planung, Praxis-evaluation und Organisationsentwicklung in sozialen Projekten für Gemeinwesenarbeit, Erwachsenenbildung, Frauen, Familien und ältere Menschen.

„Da zu erwarten ist, daß im SOS-Kinderdorf zukünftig eine stärkere Regionalisierung der Belegung stattfindet, sollte schon jetzt im größeren Umfang Elternarbeit vorbereitet und durchgeführt werden. Hierbei wird Elternarbeit nicht lediglich unter dem Aspekt möglicher Rückführungen ins Elternhaus gesehen, sondern insbesondere als Hilfestellung für die Kinder, mit ihrer persönlichen Geschichte im Rahmen der Aufarbeitung ihrer Vergangenheit besser umgehen zu lernen und Unsicherheit, Schuldgefühle etc. abzubauen.“

Dieses Zitat ist zwanzig Jahre alt, stammt aus der Feder eines Jugendamtsmitarbeiters und steht im Heimaufsichtsbericht eines der zwölf Kinderdörfer, die der deutsche SOS-Kinderdorf e.V. betreibt (1).

Es drückt eine Forderung aus, die heute allgemein an unsere Kinderdorfarbeit gerichtet wird. Nicht erst seitdem am 1. Januar 1991 das neue Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) rechtskräftig wurde, sind die Leitvorstellungen bei Elternarbeit in den SOS-Pflegefamilien:

- für kindgemäße, sinnvolle Kontakte zwischen Kindern und Eltern zu sorgen,
- den Heranwachsenden die Bewältigung ihrer bisherigen Lebensgeschichte zu erleichtern und
- Eltern bei der Trennung und Ablösung vom Kind zu helfen, eine neue Rolle in der Beziehung zum Kind zu finden.

Für die Arbeit in den *Kinder- und Jugendwohngruppen* der SOS-Kinderdörfer gelten zwei andere Schwerpunkte, nämlich die Rückkehr der Pflegekinder in die Familie vorzubereiten, sobald es die Bedingungen erlauben, oder eine noch fragliche Fremdplatzierung in Verbindung mit den Eltern und dem Jugendamt abzuklären. In den §§33 bis 37 KJHG wird die „Rückführung“ als vorrangiges Ziel gesetzt. Unser Konzept für die Elternarbeit in den meisten SOS-Kinderdorffamilien scheint dazu auf den ersten Blick im Widerspruch zu stehen, weil dessen Ziel ist, einem auf Dauer ins Kinderdorf gegebenen Pflegekind die Bedingungen zu verschaffen, die es braucht, um sich an die SOS-Kinderdorfmutters binden und die Pflegefamilie im Kinderdorf als neues Zuhause erleben zu können.

In §37 Absatz 1 KJHG heißt es jedoch auch: Wenn die familialen Erziehungsbedingungen innerhalb „eines für die Entwicklung des Kindes vertretbaren Zeitraums“ nicht hinreichend verbessert werden können, so soll „eine andere, dem Wohl des Kindes oder des Jugendlichen förderliche und auf Dauer angelegte Lebensperspektive erarbeitet werden“.

Bei immerhin 68% der in SOS-Kinderdorffamilien vermittelten Kinder haben die Jugendämter – bereits zum Zeitpunkt der Aufnahme – ein langfristiges Verbleiben vorgesehen. So kommen rund zwei Drittel der Aufgenommenen nicht direkt aus der Herkunftsfamilie, sondern auf Umwegen ins Kinderdorf, über abgebrochene Pflegeverhältnisse, Heimaufenthalte etc. Das durchschnittliche Aufnahme-

(1) Zwei weitere SOS-Kinderdörfer sind in den neuen Bundesländern in Vorbereitung. Die Kinderdörfer bilden den traditionellen Mittelpunkt der SOS-Vereinsarbeit für bundesweit insgesamt 83 SOS-Einrichtungen und -Projekte.

alter von sieben Jahren bedeutet, daß Kinderdorfkinder große Vorbelastungen aus ihrer wechselvollen Lebensgeschichte mitbringen (2).

Hinter Zahlen stehen Schicksale von leiblichen Eltern, die wesentliche Versorgungs- und Erziehungsaufgaben nicht (länger) wahrnehmen können. Wenn die SOS-Statistik ausweist, daß bei 68% der Kinder, die in Kinderdorfamilien unterkommen, den Eltern die Sorge gemäß § 1666 BGB eingeschränkt oder entzogen wurde (3), dann ist davon auszugehen, daß diese Eltern nur mit großen Anstrengungen als Partner für die Erziehungs- und Hilfeplanung (wieder) zu gewinnen sind.

Es gibt im SOS-Kinderdorf allerdings auch Formen der Vollzeitpflege, bei denen mit Eltern von vornherein eng zusammengearbeitet wird: Seit Mitte der siebziger Jahre wurden verschiedene Konzepte entwickelt, um Herkunftsfamilien, die in Krisen geraten sind, zu entlasten und zu ergänzen. In den letzten Jahren leben 17% der Heranwachsenden nur kurz- bis mittelfristig im Haus einer Kinderdorf-mutter und gut 9% in sogenannter Tagespflege. Ein knappes Drittel aller Kinder wird nicht mehr in Kinderdorfamilien aufgenommen, sondern in speziellen Kinder- und Jugendwohngruppen (4). Diese Gruppen werden von Erzieherinnen geleitet und sind auf die *Übergangspflege* von Kindern speziell zugeschnitten.

### Der Beruf Kinderdorfmutter und sein Rollenspektrum

Während der Ausbildung zur Kinderdorfmutter wird jeder Berufsanwärterin spätestens in ihrem Dorfpraktikum als Familienhelferin klar, welches Rollenspektrum dieser Beruf umfaßt:

Nach wie vor gibt es die „klassische“ Kinderdorfmutter für ein verlassenes Kleinkind oder eine Geschwistergruppe. Von den 7% der aufgenommenen Kinder, die Vollwaisen sind, von den 14% Halbwaisen, die nach dem Tod ihrer Mutter ins Kinderdorf kommen, und von den Kindern, die schon lange

in der Pflegefamilie leben, werden Kinderdorfmütter oft als psychologische Mütter angenommen (5).

„Die Erstaufgenommenen, bei denen es noch keine richtige Elternarbeit gab, die wurden meine Herzenskinder. Da bin ich immer richtig Mutter gewesen und heute die Großmutter von Enkeln“, erzählen ältere Kolleginnen manchmal. Darauf hoffen auch einige „Mütteranfängerinnen“, wenn sie sagen: „Erst einmal für ein, zwei Kinder Ersatzmutter sein und das am liebsten beim Aufbau ‚meiner‘ Pflegefamilie, das wäre ideal!“ In solchen Äußerungen kommt die ambivalente Haltung vieler Kinderdorfmütter zur Elternarbeit recht gut zum Ausdruck.

Genauso gibt es jedoch Kolleginnen, die ihre Mütterlichkeit im Sinne der im KJHG aufgeführten Pflegepersonen praktizieren, die dem Heranwachsenden eine „familienähnliche Lebensform“ bieten, seine „Verselbständigung fördern“ und sein familiäres Netzwerk einbeziehen. Dieses Verständnis von Mütterarbeit findet sich auch bei den Frauen, die für die erste Generation ihrer Kinder als psychologische Mutter da waren und heute sagen: „Die zweite Kindergeneration in meinem Haushalt und die intensive Arbeit mit deren Eltern paßt für mich genau ins gegenwärtige Lebenskonzept, weil auch meine Mutterliebe nicht unerschöpflich ist. Die Schicksale ihrer Eltern interessieren mich heute sehr. Mit ihnen eine solidarische Beziehung aufzubauen, ist eine neue positive Herausforderung für mich.“

Andere SOS-Kinderdorfmütter bezeichnen sich als Stellvertreterin einer schwerkranken oder verschwundenen Mutter. Wenn sie Glück haben, finden sie im Vater der Kinder einen Gesprächspartner, der ihre Erziehung unterstützt.

Daneben gibt es Kolleginnen, die die Kindsmutter wie eine älteste Tochter oder eine jüngere Schwester annehmen. Haben sie ältere Kinder im Haus, was bei vielen SOS-Pflegemüttern der Fall ist, machen sie ohnehin eher Jugendarbeit und „Beratung und Hilfe in Lebensfragen“ als originäre Kinder- und Erziehungsarbeit.

Und dann ist da noch die Kollegin, die eine große Geschwistergruppe aus Fernost versorgt und den väterlichen Auftrag an den ältesten Sohn akzeptiert, daß er der Familienvorstand ist. Sie hat sich in die Rolle einer Haushälterin und Vertrauten dieses Familienverbands hineingefunden. Ein Kinderdorfleiter bezeichnete sie einmal als

„kinderdorfmutterähnliche Persönlichkeit“, weil sie den Kindern gegenüber mütterlich ist, obgleich sie niemals zu deren Pflegemutter werden wird.

Diese Aufzählung soll nicht den idyllischen Eindruck bunter Vielfalt vermitteln: Fast alle Kinderdorfmütter erarbeiten sich ihr *reales* mütterliches Selbstverständnis hart. Dazu kommt die Anstrengung, immer wieder zwischen verschiedenen Mutterrollen wechseln zu müssen, wenn ihre Pflegekinder mehreren Herkunftsfamilien entstammen. Nicht zu übersehen sind dabei die Rollen, die Kinderdorfmüttern mit den Jahren zuwachsen, wenn Pflegekinder älter werden oder sie eine zweite und dritte Generation Kinder ins Haus nehmen: sie bleiben auch für ihre erwachsenen Pflegekinder eine Bezugsperson. Dabei ist unvermeidlich, daß sie gleichzeitig von deren (alten wie neuen) Angehörigen als Vermittlerin und Gesprächspartnerin beansprucht werden.

*Erstes Fazit:* Die meisten Kinderdorfmütter werden von ihren Pflegekindern „an die Hand genommen“ und wachsen damit in die spezifische mütterliche Rolle hinein, die das jeweilige Kind braucht. Ob die Frauen ursprünglich lieber Ersatzmutter, Pflege-mutter oder Erzieherin sein wollten, steht – wie die Praxis zeigt – an zweiter Stelle. Kinder steuern mit enormer Kraft *ihre* Art der Bindung an die Frau, die sich ihre Kinderdorfmutter nennt. Und Frauen, die für ihre Pflegekinder da sein wollen, lassen diese Beeinflussung ihres Selbstverständnisses auch zu!

*Zweites Fazit:* Kinderdorfmütter brauchen eine gründliche Vorbereitung auf die sie äußerst beanspruchenden Rollen. Die SOS-Berufsfachschule versucht eine solche Berufsvorbereitung zu lei-

(2) Zahlen gemäß Statistik der Kinderaufnahmen 1988 bis 1991, SPI des SOS-Kinderdorf e.V., München 1992. Im einzelnen haben 33% der Kinder nur eine Station, 35% zwei, 18% drei und 13% vier bzw. mehr Stationen bei Aufnahme ins Kinderdorf (Aufnahmejahrgänge 1976 bis 1991) hinter sich.

(3) Bei 54% der Kinderaufnahmen ist die elterliche Sorge und bei 17% das elterliche Aufenthaltsbestimmungsrecht entzogen worden.

(4) SPI-Kinderaufnahmestatistik, a.a.O. – Diese Zahl bezieht sich auf Kinder-*Aufnahmen* und ist wegen der kürzeren Verweildauer dieser Betreuten relativ hoch.

(5) SPI-Kinderaufnahmestatistik, a.a.O.

sten, indem sie die Lerninhalte immer wieder den Erfordernissen der Kinderdörfer angleicht. So wurde in den letzten Jahren zum Beispiel dem Fach Entwicklungspsychologie und den Themen „Elternarbeit und Rekonstruktion der eigenen Familie“ mehr Raum im Lehrplan gegeben. Das Lernen an dieser Schule wird mit Methoden der Supervision und Erwachsenenbildung verknüpft, um den zukünftigen Kinderdorfmüttern für ihren späteren Berufsalltag die Fähigkeit zu vermitteln, ihre persönliche Befindlichkeit konkret analysieren, reflektieren und ansprechen zu können – eine Fähigkeit, die in schwierigen Phasen einer Pflegefamilie oft von ausschlaggebender Bedeutung ist.

*Drittes Fazit:* Im Kinderdorfalltag brauchen die Frauen sowohl die verlässliche Unterstützung wie auch innere Anteilnahme des übrigen Mitarbeiterstabs. Je besser das Klima in der Zusammenarbeit ist, desto sicherer kann vermieden werden, daß Kinderdorfmütter sich aufopfern und persönlich verlieren. Anders als die meisten privaten Pflegefamilien werden SOS-Kinderdorfmütter von „Fachdiensten“ begleitet: von fest angestellten Sozial- und Heilpädagogen, Familienhelferinnen, Verwaltungskräften und einem Dorfleiter. Zudem machen immer mehr SOS-Pflegemütter von der Möglichkeit Gebrauch, Erziehungsberatungsstellen aufzusuchen oder in Supervision zu gehen, um sich psychologisch beraten zu lassen. (6)

### Hilfeleistung für Eltern und Familien – Die Umorientierung in der Kinder- und Jugendhilfe

Für einen großen Teil der Herkunftseltern scheidet die rechtzeitige Verbesserung ihrer Lebensbedingungen und Erziehungsfähigkeiten an lückenhaften, ungenügenden Hilfen.

Laut unseren Statistiken wurden 35% der aufgenommenen Kinder von der Herkunftsfamilie direkt ins Kinderdorf gegeben (2). Hinter der Bezeichnung „Herkunftsfamilie“ verbirgt sich in vielen Fällen die problematische Lage einer alleinerziehenden Mutter. Alleinerziehende gehen oft mit hohen Schulden belastet aus der Ehescheidung hervor, landen zuhauf in der Abhängigkeit von Sozialhilfe und in Schlichtbauwohnungen. Notgedrungen verdienen sie Schwarzgeld hinzu, geraten in Konflikte mit Behörden, „rasten aus“, greifen zu Alkohol oder Medi-

kamenten, werden von „Freiern“ abhängig, überfordern Söhne als Partnerersatz und ältere Töchter als mütterliche Stellvertreterin für die kleineren Geschwister. Angesichts der ausweglosen Lage kommt es bei vielen zu Depressionen, Krankheiten, Amokhandlungen. Es passiert, daß eine Mutter, obwohl sie an ihren Kindern hängt, ihnen gegenüber gewalttätig wird. In Akten von Kinderdorfkindern findet sich dann als Bemerkung (und Schuldzuschreibung): „Ihre Versorgung war bei der Mutter nicht mehr gewährleistet, die Vernachlässigung gravierend, die Frau verwahrlost ... Im übrigen besteht Anlaß zu der Vermutung, daß ein Freund der Mutter die Tochter mißbrauchte ...“

Die vielen „Fallgeschichten“ von allein stehenden Müttern vor Augen, gilt meine ganze Sympathie der Umorientierung des KJHG: weg von der hoheitlichen Eingriffspädagogik, hin zur familienstützenden Hilfeplanung und zu präventiven Maßnahmeketten der ambulanten, tagesbetreuenden, teilstationären Hilfen. Die sogenannten unvollständigen Familien, in denen hierzulande gegenwärtig jedes achte Kind aufwächst, brauchen dringend ein familienorientiertes *Leistungs-Gesetz*, das Rechtsansprüche der Eltern auf entlastende Kinder- und Jugendhilfen sowie auf verbesserte familiäre Lebensbedingungen festschreibt.

### Besondere Probleme und Grenzen in der Elternarbeit von Kinderdorfmüttern

Durch meine frühere Tätigkeit in der Gemeinwesen- und Frauenarbeit bin ich mit einigen sozial benachteiligten Müttern verbunden geblieben. Sie haben mich mit ihrem Versuch tief beeindruckt, für ihre Kinder um fast jeden persönlichen Preis ein „normales“ Familienleben aufrecht zu erhalten. Jedemal war ich erschüttert, wenn ich von einer erfuhr: ihre Kinder kommen „fort“. Eine fatale Mischung von widrigen Lebensbedingungen, defizitärer Lebensvorbereitung und individueller Überforderung hatte wieder einmal zum Zusammenbruch all dessen geführt, was den Frauen Antrieb und Orientierung für ihr Leben bedeutete.

In Interviews mit SOS-Kinderdorfmüttern erfahre ich, daß sie solche „Randgruppenfrauen“ und „chaotischen“

Mütter von Zeit zu Zeit weit fortwünschen. Viele Pflegemütter fühlen sich ohnmächtig gegenüber dem Teufelskreis, in dem die Mutter ihrer Pflegekinder steckt. Den gelegentlichen Zorn auf sie, gepaart mit vehementer Abwehr, kann ich verstehen, müssen sie doch „Partei für die Kinder“ sein, die bei ihnen auf Dauer leben. Sie fühlen sich meines Erachtens zu Recht damit überfordert, auch noch auf die Hilfesignale zu reagieren, die diese Mütter an sie richten. Ich frage mich: Wie soll eine „bessergestellte“ Frau und Pflegemutter die „andere“ eigentlich ertragen, wenn sie spürt, daß die ihre Kinder braucht, weil sie selber so verloren in der Welt steht? Wie soll eine Kinderdorfmutter zulassen, daß die Pflegekinder sich emotional an sie binden, wenn sie für deren Mutter Sympathie, Mitgefühl und Engagement entwickelt? Wie soll die „Frau“ in der Kinderdorfmutter den Zugang zu der „anderen“ bekommen, wenn die sie als Konkurrenz empfindet und bei den Kindern intrigiert und Abmachungen untergräbt? Wie soll eine Frau mit vier bis sechs Pflegekindern die Szenen sonntagabends verkraften, wenn die leibliche Mutter beim Abschied das heulende Elend überkommt und erschöpfte, aggressive oder völlig sich einkapselnde Kinder zurückbleiben? Ich verstehe sehr gut, wenn Pflegemütter dann sagen: „In meinem Beruf sind nicht die verhaltensgestörten Kinder das Belastende, sondern die Elternarbeit.“

Alle stützenden Maßnahmen des Kinderdorfes helfen nur bedingt oder sehr langsam: die Aussprachen aller beteiligten Erwachsenen im Büro des Dorfleiters, die Gespräche des Pädagogischen Mitarbeiters mit der leiblichen Mutter, die Einführung von „Besuchsregeln“, die Anwesenheit eines Sozialpädagogen im Haus während des Elternbesuches, das Arrangement von Begegnungen zwischen Kindern und Eltern an neutraleren Orten...

Natürlich versuchen die Mitarbeiter der Fachdienste viel, um im Dreieck „Pflegemutter – Eltern – Kind(er)“ ein Gleichgewicht zu erzielen: Sie vermitteln den Eltern die durch ihre Besuche

(6) Bei sechs von zwölf Kinderdörfern gibt es im Umkreis SOS-Beratungsstellen für Kinder, Jugendliche und Erwachsene oder andere Kreiserziehungsberatungsstellen, deren Kinderdorfarbeit mit SOS-Etatzuschüssen gewährleistet wird, oder festangestellte psychologische Fachkräfte.

ausgelösten Empfindungen ihrer Kinder; sie problematisieren verwöhnende Verhaltensweisen und unhaltbare Versprechungen der Eltern, bemühen sich, den Eltern das schlechte Gewissen zu nehmen, aus dem solche Reaktionen meist herrühren. Daß sich Kinderdormütter dennoch mit diesen Problemen alleingelassen fühlen, zeigt nur, wie schwerwiegend sie sind. Eine Pflegemutter beschreibt das Dilemma so: „Wenn die Mutter kommt, beschäftigt sie sich mit den Kindern eigentlich kaum, spielt mit denen eine halbe Stunde auf dem Spielplatz, und das war's dann schon. Eigentlich sitzt sie vor allem bei mir und klagt ihr Leid, wie bitter man ihr Unrecht getan habe, daß sie ihre Kinder innig liebe und nun beginnen wolle, ihr Leben auf die Reihe zu kriegen, um sie zurückholen zu können. Sie ist dann selber wie ein Kind, und in dem Moment fühle ich mich wie die große Schwester, die ihr helfen könnte. Dabei kann ich gleichzeitig meine Angst nicht leugnen, sie könne die Kinder tatsächlich zurückholen, und das, obwohl ich mir natürlich völlig im klaren bin, wie illusorisch das angesichts ihrer Lebenslage ist.“

Gerade weil zwischen Kinderdormüttern und Müttern so viel strukturelle Nähe ist, passiert das Mitempfinden von Frau zu Frau unwillkürlich. Gerade weil bei beiden Frauen die Themen „Kinderlosigkeit“ und „Kinderverlust“ immer auch persönlich unter die Haut gehen und tief verunsichernd wirken können, ist in der *unmittelbaren Elternarbeit* – insbesondere mit leiblichen Müttern – eine Überforderung für Kinderdormütter geradezu angelegt. Sie geraten mit der leiblichen Mutter in Gespräche, die quasi-therapeutischen Aufforderungscharakter haben und bei denen sie weit mehr Distanz bräuchten, um solche Situationen ohne Gegenübertragungen meistern zu können. Aus all diesen Gründen sollte man die Kinderzentriertheit und Ambivalenz von Kinderdormüttern gegenüber einer intensiven Arbeit mit Eltern als Tatsachen akzeptieren und sich vor einer moralischen Wertung hüten.

*Welcher* der Kritiker hilft auch den *Pflegemüttern*, frage ich mich immer wieder? Sind die oft jüngeren, überwiegend männlichen und pädagogisch orientierten Fachkräfte unserer Mitarbeiterstäbe wirklich in der Lage, den Pflegemüttern in solchen Identitäts- und Rollenkonflikten zu helfen? Haben sie die dafür erforderliche Empathie oder die entsprechenden tiefenpsycho-

logischen und supervisorischen Qualifikationen, die ausreichende Distanz zum Geschehen? Angesichts der in den §§ 36 und 37 KJHG festgeschriebenen Hilfeplanungen bzw. Helferkooperationen, die vielerorts noch in den Kinderschuhen stecken, könnte ich polemisierend weiterfragen: Sollen Kinderdormütter tatsächlich in intensive Elternarbeit einspringen, weil niemand anderes die „Hilfe zur Selbsthilfe“ leistet? Die Stabilisierung der leiblichen Mutter müßte vielmehr in einer gut gegliederten Hilfeplanung unter Federführung des zuständigen Jugendamts geleistet werden und zwar durch Ko-

operationen – der SOS-Fachdienste, – der wohnortnahen sozialen Dienste und der Erziehungsberatungsstelle. Erst dann können wir von den Kinderdormüttern „Kooperationsbereitschaft“ in vollem Umfang erwarten, wenn es in ihrem Alltag darum geht: – sich *emotional* mit der Suche des Kindes nach Bindung, Geborgenheit und Vergangenheitsbewältigung auseinanderzusetzen und – auch *professionell* an übertriebenen Verlustängsten, Besitzwünschen, mütterlichen Rivalitäten oder Abwehrmechanismen zu arbeiten.

Wer Kinderdorf- und Pflegemütter eher als Erzieherinnen für vorübergehend fremdplazierte Kinder und als sozialpädagogische Familienhelferin-



nen für Krisenfamilien einsetzen will, muß sich darüber im klaren sein, daß sie dann für diejenigen Pflegekinder, die in ihnen die „psychologische Mutter“ suchen und *brauchen*, nicht mehr im nötigen Ausmaß empfänglich sein können.

Zieht man in Betracht, daß in SOS-Kinderdörfern jährlich überhaupt nur rund sechzig Plätze für Pflegekinder verfügbar gemacht werden können, dann gilt mein Plädoyer – jedenfalls in der Erstaufnahmephase einer Kinderdorffamilie – den „klassischen“ SOS-Kinderdormüttern mit Einzelkindern und Geschwistergruppen, die eine „auf Dauer angelegte Lebensform“ und eine „Familienpflege“ benötigen (gemäß §§ 33 und 37, Absatz 1 KJHG).

### Vorschläge für die konzeptionelle Fortschreibung bei den Fachdiensten im SOS-Kinderdorf

So wie Hilfeplanung gegenwärtig *praktiziert* wird, herrscht noch Unsicherheit bei den Fragen, wer mit den Eltern was und wie erarbeiten kann und soll!

In den SOS-Kinderdörfern mag zu diesen Unsicherheiten beitragen, daß die Arbeit vieler Pädagogischer Mitarbeiter lange ausgesprochen einzelfallbezogen, das heißt aufs Kind konzentriert gewesen ist. Die pädagogische Unterstützungstätigkeit in der SOS-Pflegefamilie ist hauptsächlich vom Erleben des Kindes her bestimmt. Außerdem fordert auch die Kinderdormutter ihren (berechtigten) Anteil an Loyalität. Aus diesen Gründen dürfte es der Mehrheit der im Kinderdorf familienübergreifend tätigen Kollegen schwerfallen, sich stattdessen auf eine *systemisch konzipierte Elternarbeit* für die Pflege- und die Herkunftsfamilie zu spezialisieren.

Konsens nahezu aller „SOS-Kinderdörfler“ sind heute zwei psychoanalytisch begründete Anforderungen an Elternarbeit:

- Das Kind soll seine Vergangenheit aufarbeiten können, wenn nötig mit therapeutischer Hilfe.
- Das Kind soll korrigierende Erfahrungen auch innerhalb der Herkunftsfamilie und durch Wiederbegegnungen mit den Eltern machen können – egal, ob es zeitlich befristet oder auf Dauer im Kinderdorf lebt.

Die Einsicht, daß Elternkontakte unverzichtbar sind, bedeutet für die aktuelle Kinderdorfarbeit, daß die *aufsuchende* und *nachgehende Elternarbeit* verstärkt werden muß, wenn Eltern z.B. nur äußerst sporadisch kommen, eines Tages plötzlich wegbleiben, überhaupt vermißt sind oder wenn sich ein Elternteil jedem Kontakt entzieht. Einige SOS-Kinderdörfer machen diese Art der Elternarbeit seit langem, andere beginnen damit.

Abgesehen davon werden gesellschaftliche und jugendhilfepolitische Trends die Konzepte der Elternarbeit und der Fachdienste in SOS-Kinderdörfern mittelfristig noch weiter verändern. Sobald die von Jugendämtern vorgesehene Organisation umfassender, familienstützender Hilfeketten zu greifen beginnt, ist mit dreierlei zu rechnen:

1. Manche der vermittelten Kinder werden eher noch älter und damit noch belasteter sein, als sie gegenwärtig schon sind. Der Platzbedarf für ältere Kinder mit multiplen, neurotisch oder psychosomatisch ausgeprägten Schwierigkeiten und massiven Verhaltensstörungen wird also vermutlich weiter steigen.

2. Kleine Kinder und Geschwistergruppen werden in Zukunft teilweise früher als bisher von Eltern an Heime und Pflegestellen abgegeben werden (7), denn nicht wenige Eltern lehnen sozialpädagogische Familienhilfen im Haushalt ab und lassen beraterische und ähnliche Hilfeangebote nicht an sich heran. Immer mehr Erwachsene fühlen sich von ihrem Nachwuchs eingeschränkt oder als Eltern überfordert und fliehen aus ihrer Erziehungsverantwortung.

3. Ebenso deutet einiges darauf hin, daß Kinder, bei denen körperliche Mißhandlungen oder sexueller Mißbrauch aufgedeckt wurde, in großer Zahl auf uns zukommen und Behandlung brauchen werden.

Gesellschaftlich kommt hinzu, daß wir es weiterhin zunehmend mit Stieffamilien oder neu zusammengesetzten Familienkonstellationen zu tun haben. Wir nehmen Kinder auf, die ältere Verwandte oder Geschwister, Freunde und Freundinnen der Familie, unbekannte

Erzeuger etc. als „ihre Elternfiguren“ neben den faktischen Eltern in sich tragen. Was die Psyche solcher Kinder zu bewältigen hat, sind diffizile, meist hochverwirrende primäre Netzwerke.

Wenn diese Prognosen zutreffen, dann müßte die bisher noch überwiegend heilpädagogische Arbeit sowie die lebensweltliche Pädagogik der SOS-Kinderdörfer mehr noch als bisher und *grundsätzlich* durch kinder- und jugendtherapeutische Maßnahmen abgestützt werden. Wenn Kinderdorfteams und Kinderdorfmütter gegenwärtig schon Kindertherapeuten und psychologische Supervisoren in Anspruch nehmen, entsprechen diese Entscheidungen einer „Kann-Bestimmung“ oder einer besonderen Verfahrensregelung des Dorfes bei *auffälligen* Kindern. Sie sind vom Träger jedoch keine allgemeingültige Konzeptvorgabe. Tiefenpsychologische und psychosoziale Diagnostik sowie familiensystemische Techniken und Beratungsmethoden würde ich mir in *jeder* Hilfe- und Erziehungsplanung wünschen. Damit rede ich nicht einer Therapeutisierung des pädagogisch strukturierten Kinderdorfes oder des Lebensraums der Pflegefamilie das Wort, wie sie in den siebziger Jahren schon einmal aufkam und zu interdisziplinären Spannungen im Alltag führte. Eher beziehe ich mich auf neuere Konzepte für kinderdörfliche Fachdienste, die es als Entwurf des SOS-Fachbereichs „Pädagogik“ bereits gibt. Darin ist die kinderdörfliche Planstelle eines Beraters vorgesehen, der für psychologische Diagnostik Sorge trägt, die Erziehungsplanung kontinuierlich begleitet und in koordinierender Funktion zwischen SOS-Pflegemüttern einerseits und regionalen Beratungsstellen, Therapiepraxen sowie Supervisionsangeboten andererseits aktiv werden kann.

So sehr ich dafür plädiere, so sehr neige ich zu einer gewissen Abgrenzung, wenn es um die langfristige, umfassende Sozialarbeit oder um Therapiemaßnahmen für die Eltern geht, mit denen wir befaßt sind. Die Pädagogischen Mitarbeiter eines Kinderdorfes sollten kinder- und jugendpädagogisch bleiben (dürfen), wenn gleich dieser Gedanke nicht ausschließt, daß es auch für sie hilfreich sein kann, sich in Familiensysteme, psychosoziale Netzwerke und Psychologik hineinzudenken, um ihr pädago-

gisches Handeln an entsprechend umsichtigen Diagnosen auszurichten.

## Überlegungen zur neuen Hilfeplanung

Hilfe gleichsam nach dem Baukastenprinzip, zugeschnitten auf die Familie *wie parallel* auch für ihren Nachwuchs zu organisieren, bedeutet meines Erachtens, daß wir Fachleute ein Netzwerk konzipieren müssen, in dem einerseits das Jugendamt die Aufgabe des „Case-Managements“ wahrnimmt, und andererseits die diversen Praktiker der Kinder-, Jugend- und Familienhilfen die speziellen Belange ihrer jeweiligen „Klientel“ vertreten. Mit gemeinsamen Leitzielen, abgesprochenen Aufgabenteilungen und Kooperationen könnte jede Berufsgruppe in ihrem Einsatzfeld unbeschadet „parteilich“ handeln. Vielleicht sollte man die unterschiedlichen Sichtweisen der „Familienarbeiter“ und „Kinderarbeiter“, der „Randgruppenadvokaten“ und der „Pflegefamilien-Lobbyisten“ viel gelassener aufnehmen und in einer Hilfeplankonferenz auch durchaus pointiert zur Sprache kommen lassen.

Für beteiligte und betroffene Eltern (oder ältere Kinder) könnte eine derartige Deutlichkeit sogar erleichtern, im Verfahren ihren eigenen Standpunkt zu klären und zu finden. □

(7) In den „Anregungen des Landesjugendhilfeausschusses Rheinland-Pfalz zum Ausbau der Heimplätze“ vom Januar 1993 wird von einer ungewöhnlich ansteigenden Nachfrage nach Plätzen für Kleinkinder und Geschwisterreihen berichtet und diese ähnlich begründet.



## Christoph

### oder Die Grenzen der Elternarbeit von Udo Pütt

Kinder in einer SOS-Kinderdorf-familie sind heute nur im Ausnahmefall Waisenkinder im traditionellen Verständnis. Jedes von ihnen aber hat seinen familiären Lebensraum durch bedrückende Ereignisse verloren.

So kommen sie ins Kinderdorf: mit Ängsten vor der Zukunft, verunsichert in ihrer Persönlichkeit, oft voller Trauer um eine verlorene Heimat. Nie besteht Gewißheit, ob es uns im Kinderdorf gelingt, bei ihnen wieder Fröhlichkeit, Optimismus, Selbstvertrauen und Selbstsicherheit wachsen zu lassen.

Bei manchen Kindern wird erst nach ihrer Aufnahme in die Kinderdorffamilie deutlich, wie sehr sie bereits die Übersicht über ihre Lebensgeschichte verloren haben. Sie können die leiblichen Eltern, Pflegeeltern und anderen Bezugspersonen kaum richtig einander zuordnen, deren Handeln oder Nichthandeln nicht verstehen.

Solche Kinder benötigen die Erfahrung gesicherter, zuverlässiger Bindungen auf Dauer. Darum sprechen wir von der „neuen Familie“, in die ein Kind hineingenommen werden soll.

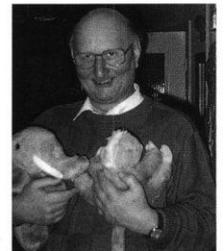
Ein neues Zuhause machen nicht allein die Häuser des Dorfes, der landschaftlich schöne Rahmen, der geordnete Tagesablauf und eine vernünftige wirtschaftliche Versorgung. Zuhause ist, wenn Menschen sich aufeinander einlassen und tendenziell offen füreinander sind, im Kinderdorf, wenn eine Kinderdorfmutter soziale Mutterschaft mit den ihr anvertrauten Kindern lebt.

Ein gesichertes Gefühl solcher Beheimatung ist bei den Kindern kurzfristig nicht erreichbar. Dazu wurde ihr Bindungsvertrauen zu oft enttäuscht. Beheimatung ist ein jahrelanger Prozeß des Zueinanderwachsens, der Geduld erfordert und für Kinder und Pflegemütter sehr belastend sein kann, weil so viele Fragen vergangener Jahre dem Kind nicht beantwortet wurden und ihm zu Problemen geworden sind, die aufgearbeitet werden müssen: Warum bin ich im Kinderdorf? Warum gab man mich weiter? Warum kann ich nicht bei meinen Eltern sein? Warum mögen mich meine Eltern nicht? Bin ich nicht gewollt? Bin ich gewollt?

Diese Fragen begleiten das Kind, bis es erwachsen ist, und dann vermutlich bis ins hohe Alter. Sie sind Thema des familiären Miteinanders in der Kinderdorffamilie. Wir wissen, wir können die Verletzungen in der Seele eines Kindes nicht ungeschehen machen. Was wir uns wünschen ist, daß die verbliebenen Narben nicht ausschließlich seine Lebensentwicklung bestimmen.

Wie gehen wir aber mit der Geschichte der Kinder um, die ja immer auch eine Geschichte der Eltern unserer (unserer?) Kinder ist?

„Elternarbeit“ ist ein zentrales Anliegen der Fremderziehung. Den damit verbundenen Problemen wollen, dürfen und können wir gerade dann nicht ausweichen, wenn – wie es in §37 KJHG heißt – eine „nachhaltige Verbesserung der Erziehungsbedingungen in der Herkunftsfamilie innerhalb eines vertretbaren Zeitraumes“ nicht erwartet werden kann, und für das Kind Beheimatung, Bindung in einer neuen Umwelt gewollt und durchhaltende Liebe gebraucht wird.



*Udo Pütt ist diplomierte(r) Sozialpädagoge und evangelischer Diakon, 58 Jahre alt, verheiratet und Vater zweier erwachsener Töchter. Seit 1963 leitet er das SOS-Kinderdorf „Harksheide“ bei Hamburg und ist seit 1992 Mitglied des Verwaltungsrates von SOS-Kinderdorf e.V.*

Folge ich dem Konzept „Kontakte mit Angehörigen immer und um jeden Preis“, dann denke ich an die verzweifelten Kinder, auf deren Bindungssehnsucht Eltern nicht reagieren, weil ihnen die eigene Lebensplanung wichtiger ist, und Kinder darin keinen Platz haben. Ich denke an Eltern, die durch Alkohol, Rauschgift, Prostitution, Gewalttätigkeit und Kriminalität das von ihren Kindern ersehnte „gute Bild“ entstellen. Ich denke an die Kinderdorfmütter, die den Zorn, die Enttäuschungen und Verhaltensunsicherheiten ihrer (ihrer?) Kinder tragen und ertragen müssen.

Ich möchte sie – die Kinder und Kinderdorfmütter – soweit davor bewahren, daß in Ruhe Familie gelebt werden kann, mit all den kleinen Freuden und Nöten des Alltags. Mir ist bewußt: meinem Wunsch muß aus therapeutischen Gründen widersprochen werden.

Folge ich dem Konzept „Trennung um jeden Preis“, dann denke ich an die behinderte Mutter, die mich umarmt, weil es ihrem Kind bei uns gut geht, denke an den Vater, der um seine Grenzen weiß und froh ist über die Lebensperspektive für seine Kinder, und an die Eltern, denen die Kraft fehlt, Verantwortung für ihre Kinder zu übernehmen, und die von ihnen loslassen können, weil sie sie vor dem Unbehaustsein bewahren wollen. Ich empfinde Achtung vor diesen Angehörigen, weil sie sich bemühen, notwendige Entscheidungen als hilfreich und wertvoll zu akzeptieren.

Der neunjährige Christoph lebt in einer Kinderdorffamilie.

Christoph wuchs allein bei seiner Mutter auf, die selbst belastende Kindheitserfahrungen zu verarbeiten hat. Es gelang ihr nicht, für sich und ihr Kind eine stabile Beziehungswelt aufzubauen. Der Vater hatte die Familie kurz nach der Geburt des Sohnes verlassen. Die Mutter flüchtete sich

in irrealen Hoffnungen und Wünschen nach Beziehung. Sie ist alkoholabhängig. Zuletzt blieb Christoph oft für mehrere Tage sich selbst überlassen, lebte in einer völlig verschmutzten Wohnung, aß veraltete Lebensmittel, besuchte nur noch sporadisch die Schule. Noch fiel er in seiner Umwelt nicht auf. Er hatte „nur“ keine Freunde. Er war auf sich allein gestellt.

In Krisenzeiten ist Christoph manchmal von einer freundlichen Nachbarin versorgt worden. Vorübergehend hatte auch die Sozialarbeiterin schon Maßnahmen stationärer Jugendhilfe veranlaßt. Sie war es auch, die sich dann mit uns in Verbindung setzte, um Christoph vor einer Lebensentwicklung zu bewahren, die durch das Schicksal seiner Mutter vorgezeichnet war. Diese Sozialarbeiterin hatte bereits die Kindesmutter als Jugendliche zeitweise betreut und wußte deshalb in diesem Fall sehr genau um die Grenzen ihrer sozialhelferischen Initiativen in der Vergangenheit.

Im ersten Jahr nach der Aufnahme von Christoph in das SOS-Kinderdorf besuchte ihn seine Mutter etwa vierteljährlich. Vor einem halben Jahr ist zuletzt ein Termin mit ihr vereinbart worden. Christophs Kinderdorfmutter hatte eine Schüssel mit Erdbeeren vorbereitet. Christoph wartete etwa eine Stunde auf der Terrasse des Hauses, vor ihm auf dem Tisch die angerichteten Erdbeeren. Die Mutter kam nicht. Christoph geht mit „Bauchschmerzen“ ins Bett. Seither keine Begründung für die Absage, keine Karte zum Geburtstag, nichts, absolute Funkstille. Die Sozialarbeiterin berichtet nicht ohne persönliche Betroffenheit, daß die Kindesmutter zunehmend jede Möglichkeit verliert, ihr Leben auch nur phasenweise für sich in den Griff zu bekommen.

Wie kann die Kinderdorfmutter helfen? Sollen die MitarbeiterInnen Initiativen ergreifen – wenn ja, welche? Pädagogische Rezepte sind keine Antwort auf individuelle Schicksale.

Wir erwarten nicht, daß die Mutter von Christoph noch in eine Erziehungsfunktion hineinzuwachsen vermag, die den kindlichen Bedürfnissen gerecht wird.

Christoph braucht einen Lebensrahmen, der übersichtlich, für ein Kind verstehbar, beständig und zuverlässig sein muß. Darauf haben wir uns zu konzentrieren.

Wie können wir die Herkunftsproblematik mit Christoph aufarbeiten? Sind Verletzungen aller Beteiligten vermeidbar, überwindbar? In wieviele Widersprüche wird Christophs Kinderdorfmutter verstrickt, wenn sie die unterschiedlichen Erfahrungen „ihrer“ Kinder auffangen und mit dem Alltag in ihrer Pflegefamilie in Einklang bringen will? Wird der Grad der Belastbarkeit der Kinderdorfmutter ausreichend berücksichtigt?

Eine Kinderdorffamilie ist auf mancherlei Hilfen angewiesen. Qualifizierte fachliche Beratung durch die MitarbeiterInnen des Dorfes oder auch ein Supervisionsangebot können für die Kinderdorfmutter wesentliche Hilfen sein. Darüber hinaus aber bleiben die vielen kleinen, persönlichen Schritte des Aufeinanderzugehens, Zueinanderwachsens und die Aufmerksamkeit, im Alltag den Raum dafür zu schaffen, der sie zuläßt. Ein sicherer, gelassener Lebensrahmen, in dem sich das Kind nicht „auf Abruf“ fühlt und seine Bezugspersonen sich nicht als „vorübergehend“ empfinden, ist vielleicht das wichtigste therapeutische Medium im Prozeß der Auseinandersetzung mit dem eigenen Schicksal, in dem es für die Kinder gilt, sich zu finden.

Wenn Kinder, die auf Dauer im SOS-Kinderdorf aufwachsen, durch die Kinderdorfmutter Beziehungssicherheit erfahren sollen, dann möchte ich alle, die für ein solches Kind Verantwortung tragen, ermutigen, im Interesse der Kinder einen Weg zu finden, der sie dabei unterstützt: die Angehörigen, deren aktive Einsicht in ihre Situation ein Beitrag zum Gelingen sein kann, wie auch die KollegInnen in den Ämtern mit ihrer fachlichen Kompetenz. Die Kinderdorfmütter und wir MitarbeiterInnen des Dorfes brauchen professionelle Unterstützung und emotionale Vorgaben, um auch während pädagogischer Durststrecken nicht aufzugeben. □

# Soziale Elternschaft – genetische Elternschaft.

## Anmerkungen zur Identitätsbildung bei fremdplazierten Kindern

von Sibylle Trumpp von Eicken



*Sibylle Trumpp von Eicken, Mutter von zwei Kindern, geboren 1946. Seit 1980 als analytische Psychotherapeutin für Kinder und Jugendliche und zusammen mit ihrem Mann in einer Gemeinschaftspraxis von Psychotherapeuten und Medizinern in einer Obdachlosensiedlung Münchens tätig.*

Eine Erfahrung machen wir in unserer Praxis immer wieder: In der Psyche von Heranwachsenden, auch wenn sie von klein auf bei anderen Menschen leben, scheinen die Eltern unauslöschlich zu existieren. Auch wenn die Erfahrungen mit ihnen problematisch waren, bleibt der Wunsch, sich mit den Menschen zu identifizieren, die einen gezeugt und geboren haben. Man kann aus den quasi „ver-rückten“ Phantasien dieser Kinder folgern, daß sie ein unbewußtes Wissen (auch aus frühester Lebenszeit) von dieser Beziehung zu haben scheinen, das auch von intensiven späteren menschlichen Bindungen nicht ausgelöscht wird.

Eine Patientin begann mit achtzehn Jahren wegen Depressionen eine Therapie bei mir. Sie war weitgehend psychisch gelähmt, lag tagelang im Bett, in ihren Gefühlen erstarrt. Ihr Leben war ihres Erachtens völlig normal verlaufen. Bei Erhebung der Anamnese erwähnte sie nichts Auffälliges, bis auf eine Episode aus ihrer Hortzeit. Als sie zwölf Jahre alt war, erfuhr sie von einer Betreuerin, daß ihr Vater nicht ihr leiblicher war. Dieser Erzieherin war aufgefallen, daß in Bildern, Spielen und Geschichten des Mädchens stets eine zweite Vaterfigur auftauchte und die eskalierenden Auseinandersetzungen mit ihrem Vater für ihr Alter atypisch waren. Im Rahmen der therapeutischen Arbeit zeigte sich bei dem Mädchen deutlich der Wiederholungszwang, alle männlichen Übertragungsfiguren „hinauszuwerfen“. Ihr tatsächlicher Vater hatte sie verlassen, als sie ein halbes Jahr alt war.

Bis hinein in die siebziger Jahre war es nicht unüblich, daß Jugendlichen, die bei Ersatzeltern aufwuchsen, so lange wie möglich ihre Herkunft ver-

schwiegen wurde. Das Kind sollte, neubeheimatet in einer heileren Welt, vergangene Schrecken bagatellisieren und vergessen können.

Sobald diese Kinder aber alt genug waren, gingen viele von ihnen auf die Suche nach ihren biologischen Eltern. Heute versuchen die Fachleute, ihnen dabei zu helfen. Die Erkenntnisse von *Bettelheim*, *Erikson* und *Bowlby* darüber, daß Menschen für ihre Sozialisation unverzichtbar auf das Wissen um ihre Wurzeln angewiesen sind, trugen dazu bei.

Der junge Mensch entwickelt detektivische Energien, bis er über den Verbleib seiner Angehörigen alles herausgefunden hat oder die Suche schließlich aufgeben muß. Nicht wenige kehren im Alter von sechzehn bis sechsundzwanzig Jahren für einige Zeit zwar nicht unbedingt zu den Eltern zurück, jedoch in das entsprechende Milieu, wo sie fast zwanghaft versuchen, ihre Erfahrungen mit zumindest ähnlichen Personen in eigenen Inszenierungen wiederzubeleben. Die in der Phantasie idealisierten oder dämonisierten Eltern „müssen“ in ihnen und durch sie in ähnlichen Erfahrungszusammenhängen handeln.

Pflegeeltern sind oft besorgt, wenn „ihre“ Kinder zwischen ihrer Lebenswelt und dem Herkunftsmilieu zu pendeln beginnen. Dabei kann das sehr „gesund“ sein, weil die Wanderungen zwischen den Welten dazu beitragen können, sich der persönlichen und sozialen Identität in den unterschiedlichen Bezugs- und Rollensystemen zu versichern.

Ist die Bindung an die Pflegepersonen nicht verlässlich und elastisch genug, kann ein Jugendlicher im „alten“ Milieu allerdings auch zum Spielball seiner lange verdrängten Affekte werden. Ein solcher Durchbruch des Vergangenen kann dann nicht nur ihn, sondern auch seine „sozialen“ Eltern in Krisen stürzen, die zum Teil nicht mehr gelöst werden können.

Die Aufrechterhaltung des Kontakts zu leiblichen Eltern ist selbst für *dauerhaft* fremdplazierte Kinder unverzichtbar. Dieses „Unverzichtbar“ kann gerade pädagogisch Engagierten schwer zu schaffen machen mit ihrem Interesse, dem Wohl des Kindes die höchste Priorität einzuräumen. Sie wissen ja nur allzu genau, welche traumatischen Erlebnisse diese Kinder durch Beziehungsabbrüche, Ortswechsel und Vernachlässigung erfahren haben; wie schwierig es sein kann, dafür zu sorgen, daß im Fall von Mißbrauch Eltern das Sorgerecht entzogen wird; wie lange es oft dauert, bis erziehungsunfähige Eltern erkennen, daß sie ihren Kindern nicht in ausreichendem Maße eine gute Mutter oder ein guter Vater sein können, und einsehen, daß die Kinder „soziale“ Eltern brauchen. Es ist nur allzu verständlich, daß Menschen mit pädagogischem Impetus am liebsten einen Wall errichten würden, hinter dem ihre Schützlinge endlich Ruhe für eine gesunde Persönlichkeitsentwicklung finden. In diesem Zusammenhang halte ich die Aussage einer SOS-Kinderdorfmutter für sehr ehrlich: „Aus dem Bauch heraus wünsche ich leibliche Eltern auf Nimmerwiedersehen fort, wenn das Kind nach einem Besuch mal wieder total durcheinander ist. Mein Verstand aber sagt mir: Öffne dich differenziert und emotional gegenüber den Eltern, weil das Kind spüren muß, daß du solidarisch mit ihm bist.“ Dabei geht es nicht um eine Solidarität mit den Eltern oder von Mutter zu Mutter. Es geht um „systemisches“ Denken mit dem Herzen, von dem Wissen aus, daß selbst ein schwer mißbrauchtes Kind das bißchen Schutz oder Liebe, das es von

den „ersten“ Eltern erhielt, in sich bewahren möchte. Das Vermögen von Heranwachsenden, den Eltern zu vergebend, ist enorm. Es macht vor Verdrängungen schlimmer Erfahrungen, vor Selbstbeschuldigungen und selbsttäuschenden Idealisierungen der Zeit mit den Eltern nicht halt. Psychoanalytisch kann diese Irreleitung der kindlichen Potenz durchbrochen werden, wenn die traumatischen Erfahrungen im therapeutischen Prozeß ins Bewußtsein zurückgeholt und so auch bewältigt werden können. Damit wird die Kraft der Kinder zu idealisieren in ihre Fähigkeit umgelenkt, zu den Eltern eine abgeklärte, realistische und teilweise auch positive Beziehung zu entwickeln.

Jeder Elternkontakt verwirrt Pflegekinder, und zwar umso mehr, je stärker sie von den neuen Bezugspersonen zu spüren kriegen: „Diese Menschen, von denen du herkommst, sind schlecht, sind bedrohlich ...“ Wie von *Bettelheim* sehr gut beschrieben, tragen Kinder an solchem Wissen schwer, fühlen sich selber schlecht und schuldig und sind für Spannungen zwischen leiblichen und Pflegeeltern hochempfindlich. Sie reagieren mit Loyalitätskonflikten und tiefer Verunsicherung. Aber auch, wenn zwischen den Erwachsenen ein akzeptierendes Verhältnis besteht, aktualisiert jede Wiederbegegnung des Kindes mit den Eltern frühe Erinnerungen, die sich allerdings im kindlichen Gedächtnis nicht thematisch verdichten oder sprachlich bewußt repräsentieren, sondern in der Beziehung zur Pflegemutter neu inszeniert werden müssen. Das Kind „überträgt“ seine Vorerfahrungen auf die Gegenwart, trennt in seiner Phantasie nicht zwischen „den einen und den anderen“ Elternfiguren. Es gestaltet seine Beziehung zur Pflegeperson dadurch wie eine therapeutische Situation, in der Wiederholungszwänge so lange durchgespielt werden, bis die zuvor erworbenen Ängste, Aggressionen, frustrierten Bedürfnisse und verquerten Überlebensstrategien durch korrigierende Erfahrungen überwunden sind und einem hier und jetzt stimmigen Verhalten weichen können.

Diese Übertragungssituationen lassen sich nicht umgehen, indem man den Kontakt zu den leiblichen Eltern unterbindet. Sie würden dann als phantasierte, kindliche Realität nur in anderen Zusammenhängen des Pflegeverhältnisses auftreten, in denen

sie viel schwerer zu entschlüsseln und zu bearbeiten sind. Elternkontakte sind chancenreiche Situationen des Erfahrungslernens: Ohne den Eltern wiederzubegegnen, kann das Kind ein realistisches Ausgleichen von Nähe und Distanz nicht erproben. Es kann dann die befreiende Erfahrung nicht machen: Meine Angehörigen können mich nicht mehr überwältigen oder kränken; sie sind und waren zu mir (partiell) auch „gut“; sie werden mir in ihrer Problematik und in ihrem Schicksal zumindest verständlicher! Dieses Erfahrungslernen kann bei Pflegekindern zu der sogenannten verlängerten Adoleszenz führen, die sie oft erst mit knapp dreißig Jahren selbständig werden läßt.

Je weniger tatsächlicher Kontakt zu den Eltern besteht, desto mehr kann und muß auf die Pflegeeltern übertragen werden, die dann umso weniger als reale Erfahrung und neue stabilisierende Objektbeziehung erlebt werden.

Für das Kind in der Pflegefamilie sollten die beteiligten Fachkräfte im Übergangsjahr von seiner Herkunftsfamilie folgendes zum Leitmotiv ihres Handelns machen: Das Kind muß an seiner Integration in die Pflegefamilie *aktiv* beteiligt und von Zwängen der Überanpassung befreit werden; gleichermaßen braucht es zur Ablösung von der Herkunftssituation *aktive Erlebnis- und Gestaltungsmöglichkeiten* mit dem Rückhalt des beschützenden, im weiten Sinne „therapeutischen“ Settings seines neuen Lebensabschnitts.

Dort wo das Kind auf extreme Vernachlässigungen, Mißhandlungen, sexuellen Mißbrauch oder psychotische Erwachsene zurückblickt, ist natürlich besonders genau zu bestimmen, wie oft, im Beisein welcher zusätzlicher Vertrauenspersonen und an welchem Ort die Begegnungen zu arrangieren sind. Wichtig ist in diesem Kontext: Auch die Trennung von einem „Aggressor“ bedarf der angemessenen Trauerarbeit.

An die Pflegepersonen dieser Kinder stellt der quasi-therapeutische Umgang mit Übertragungsmechanismen extreme Anforderungen, zumal sie gemeinsam mit regressiven Verhaltensweisen auftreten: Das Kind näßt wieder ein, jaktiert erneut, will über Wochen wie ein Baby behandelt

werden oder es fordert plötzlich trotzig um sich schlagend und davonlaufend seine Autonomie gegenüber allen Bezugspersonen.

Ich kann mir gut vorstellen, daß eine Pflege- oder Kinderdorfmutter die Theorie sofort akzeptiert, sich aber in ihrem Familienalltag mit vier bis sechs Kindern fragt: „Wie kann ich auf ein solches Extremverhalten in der Praxis angemessen reagieren, wenn ich gleichzeitig meinen anderen Kindern gerecht werden will?“ Sie kommt kaum umhin, an das Kind zu appellieren, es möge nicht ständig die Regeln der Pflegefamilie verletzen. Die damit aber beim Kind forcierte *äußere* Verhaltensanpassung ist nicht unproblematisch. Gerade wenn sich ein Kind scheinbar reibungslos einfügt, sind die Abarbeitungsprozesse der Übertragung erschwert, die die *aktive* Identifizierung mit der neuen Familie erst freigeben. Mit Blick auf Kinderdorffamilien frage ich mich, ob begleitende Therapie, gepaart mit psychologischer Mütterberatung, im ersten Aufnahmejahr eines Kindes nicht zum Grundsatz gemacht werden sollte, da in diesem Zeitraum eine Kinderdorfmutter ohnehin voll damit ausgelastet ist, das Kind in ihrer „Familie“ zu beheimaten.

## Exkurs: Andere Positionen

Wer sich für Psychoanalyse und Pflegekinderwesen interessiert, wird auf das Buch „Pflegekinder“ von *Monika Nienstedt* und *Armin Westermann* stoßen, das 1989 herauskam und teils zu Recht, teils zu Unrecht kritisiert wurde. Wer sich mit der Neubeheimatung von fremden Kindern in die Pflegefamilie befaßt, ist gut beraten, das Kapitel III über die Theorie der Integration (S. 43 bis 89) zu lesen. Auch das Kapitel XII (S. 212 bis 220) über Trauer- und Ablösungsprozesse dürfte hilfreich sein.

Das Buch leidet aber, wie ich meine, unter einer Schwäche: So hoch das Einfühlungsvermögen des Autorenpaars für die psychischen Abläufe bei Kindern ist, so sehr unterläuft den beiden Autoren hinsichtlich der Eltern eine Gegenübertragung: Zu sehr werden die Kinder in ihrer Betrachtung zu hilflosen Objekten. Gerade von Therapeuten aber sollten sie als *Subjekte* ihrer eigenen Entwicklung und als Mithandelnde in einer verunsicherten oder schädlichen Elternbeziehung wahrgenommen werden. Weil sich die Autoren mit den Eltern nicht identifizieren können, schlägt eine Überidentifikation mit der kindlichen Opferrolle durch, so daß sie Herkunftsfamilien abwehren müssen. Fast geraten die beiden Autoren selber in Allmachtsphantasien, die sie ihren Kontrahenten ankreiden – so als könne man eine schließlich stabile, heile Lebenswirklichkeit und gesunde Identität *rein* durch psychoanalytische Therapie nicht nur anbahnen, sondern *entwickeln*. – Kurzum: Ich schätze ihre Theorie der Integration und Ablösung; ihre praktischen Schlußfolgerungen kann ich nicht ohne weiteres empfehlen.

Warnen möchte ich jedoch auch vor gewissen Modetendenzen von (häufig praxisunerfahrenen) Sozialpädagogen, die durch das neue KJHG und durch (frühere) DJI-Positionen gefördert werden könnten, nämlich

die Pflegestelle grundsätzlich *nur* noch als „Ergänzungsfamilie“ zu definieren. Die darin für das Kind angelegte Rückführungsperspektive ins Elternhaus überzubetonen, verkennt das teilweise krasse Elend, das viele fremdplazierte Kinder in ihrer Herkunftsfamilie durchgemacht haben. Nienstedt/Westermann sagen zu Recht, was ich sinngemäß zitiere: Schwerst vernachlässigte, mißbrauchte, mißhandelte Kinder müssen sicher sein, daß sie in ein solches Familiensetting nicht zurückgeholt oder -geschickt werden. Denn es gibt zweifellos Eltern, die in ihrer eigenen Sozialisation so depriviert wurden, daß zwar ihr eigenes Leben – mittels ambulanter und beraterischer Familienhilfen – eventuell stabilisiert werden kann, nicht jedoch ihre Erziehungskompetenz. □

*Der vorliegende Artikel basiert auf einer Reihe von Gesprächen und Interviews, die im Mai / Juni 1993 zwischen der Therapeutin Sibylle Trumpp von Eicken und der Leiterin des Sozialpädagogischen Instituts von SOS-Kinderdorf e.V., Barbara Brasse, geführt wurden. Sibylle Trumpp von Eicken arbeitet in ihrer Praxis vornehmlich mit Kindern, Jugendlichen und Eltern, deren Problematik und Lebensmilieu dem der Herkunftsfamilien entspricht, mit denen SOS-Kinderdörfer zu tun haben. Sie hat das SPI für die Veröffentlichung dieser Textfassung autorisiert.*

## Anmerkungen zur Elternarbeit in privaten Pflegeverhältnissen nach dem neuen Kinder- und Jugendhilfegesetz

von Brigitte Martin



Brigitte Martin, geb. Frauenknecht, verheiratet, Mutter von zwei Kindern. Nach dem Studium von Sozialarbeit, Psychologie, Pädagogik und Soziologie Mitarbeit im Deutschen Jugendinstitut in den Modellprojekten „Tagesmütter“ und „Beratung im Pflegekinderwesen“ von 1975 bis 1992.

Als Therapeutin, Supervisorin, Fortbildnerin, Beraterin hat sie langjährige Erfahrungen mit Pflegefamilien, Pflegeeltern-Vereinigungen, Jugendhilfe-Organisationen und SozialarbeiterInnen. Zahlreiche Veröffentlichungen und internationale Projektpräsentationen zum Themenkomplex.

In unserer Gesellschaft hat die *Familie* einen hohen normativen Wert. Jedes Kind hat ein „Recht auf Familie“. Infolgedessen versteht sich auch das neue Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) als Hilfe für die *Familie*, als Unterstützung der Eltern-Personen bei der Erziehung, Betreuung und Versorgung ihrer Kinder. Die Institution *Pflegeverhältnis* soll danach ausdrücklich den *Eltern* helfen. Das KJHG gewährt „Hilfe zur Erziehung in Vollzeitpflege“, d.h. der Personensorgeberechtigte hat einen Anspruch darauf - und sei es eben auf jene Hilfe, daß das Kind außerhalb der Familie vollständig bei Pflegepersonen für eine bestimmte zeitliche Dauer untergebracht ist.

Das KJHG betrachtet das „Pflegerverhältnis“ als Instrument der Hilfe und spricht nicht mehr von *Pflege-Familie*, sondern von *Pflege-Personen*. Es formuliert damit, was längst Realität geworden ist: die Vielfalt der Lebensformen von Personen, die bereit sind, in ihrem privaten Lebensraum fremde Kinder bei sich aufzunehmen.

Pflegepersonen müssen nicht mehr länger verheiratete Paare mit eigenen Kindern sein. Schon 1988 hatte sich bei einer empirischen Befragung in Hessen gezeigt, daß ein Drittel der Pflegeeltern-BewerberInnen keine eigenen Kinder hatte, daß ein Viertel der BewerberInnen nicht (mehr) verheiratet war und ein Fünftel nicht in einer Partnerschaft lebte. Nach wie vor aber hält das KJHG am Wert der privaten, *familialen Umgebung* als *Lebensort* für Kinder fest, was sich im Begriff der „*Familien-Pflege*“, die von *Pflege-Personen* geleistet wird, ausdrückt.

Die Pflegepersonen übernehmen mit der Elternschaft auch das gesamte sozio-ökologische System „*Herkunftsfamilie*“: Sie sind zur Zusammenarbeit mit den Personensorgeberechtigten verpflichtet, unterstützt durch die Fachkräfte der Jugendhilfe. Daraus ergibt sich die Dreiecksbeziehung von

- Fachkraft,
- Pflegeperson und
- Personensorgeberechtigten

als Hilfe zur Erziehung des Kindes in Vollzeitpflege.

Das Gesetz setzt also auf *Kooperation*. *Gemeinsam* soll der *Hilfeplan* für das Kind entwickelt und fortgeschrieben werden; *gemeinsam* soll überprüft werden, ob das Fortbestehen der Hilfe – also der Fremdplatzierung – noch erforderlich ist u.ä.

Pflegepersonen nach dem KJHG übernehmen nicht nur die *soziale Elternschaft* für ein Pflegekind, sondern die Verantwortung für das ganze damit zusammenhängende Beziehungsgeflecht. Das erfordert ein klares (womöglich professionell erarbeitetes und reflektiertes) Verständnis der Aufgaben

- als ErzieherIn und Bezugsperson für das Kind,
- für die Zusammenarbeit mit den Personensorgeberechtigten / den Herkunftseltern als BeraterIn und ErziehungspartnerIn,
- als MitarbeiterIn der Sozialen Dienste bei der „Hilfe zur Erziehung“ und
- bei der Selbstorganisation mit anderen Pflegepersonen.

Soziale Elternschaft erfordert souveränes soziales Verhalten in komplexen Kontexten und all das, was wir spontan mit dem Wort ‚Eltern‘ assoziieren:

die Bereitschaft, bei Streß, Krisen, Konflikten verfügbar zu sein, die Fähigkeit, eine verlässliche Versorgung zu bieten, vertrauensvoll zu sein, warmherzig, ermunternd und solidarisch mit dem Kind.

Von Pflegepersonen wird „strukturelle“ Differenzierungsfähigkeit verlangt, um mit Herkunftseltern und Fachkräften rational und konstruktiv zusammenarbeiten zu können, damit die jeweilige Erwachsenen-Kind-Beziehung möglichst viel von der emotional-affektiven Qualität einer Eltern-Kind-Beziehung behalten und erhalten bzw. entwickeln kann.

Pflegepersonen sind nach dem KJHG zuallererst Erziehungseltern im öffentlichen Auftrag, sodann Partner im Erziehungsauftrag der Herkunftseltern und Hauptbezugspersonen für das Pflegekind. Die Pflegepersonen stellen sich also mit ihrem privatfamiliären Rahmen im öffentlichen Interesse einer anderen Familie zum Wohl eines Kindes zur Verfügung. Oberstes Ziel sind der Erhalt der Herkunftsfamilie für das Kind bzw. die (Wieder)Herstellung der Erziehungsfähigkeit der leiblichen Eltern.

Um dies zu gewährleisten, bekommen vier Elemente im KJHG Bedeutung, die früher im JWG (Jugendwohlfahrtsgesetz) nicht geregelt waren:

1. Den Eltern muß gemäß §37 KJHG mit konkreten Plänen geholfen werden, um eine Rückführung zu ermöglichen.
2. Das Alter des Kindes bei Inpflegegabe und
3. die Zeitdauer der Unterbringung werden beachtet.
4. Es besteht die Verpflichtung, die Möglichkeit einer Adoption vor einer langfristigen Unterbringung zu prüfen.

Zwar vermeidet das KJHG aus gutem Grund, den früheren Begriff der *Pflegefamilie* wieder aufzunehmen, aber hier stecken auch die Ungereimtheiten des Gesetzes:

– Man will und wünscht absichtsvoll als „Hilfe“ die Familienumgebung, die familiäre Geborgenheit gewährt, will

das aber ohne das Besitzdenken und den Ausschließlichkeitscharakter, der sonst in privaten Beziehungen herrscht.

– Man will sozusagen die unbezahlbare Qualität des Emotionalen und das auch noch (unter)bezahlt...

– Man „rechnet“ also damit, daß es einen „Ernährer“ in der Pflegefamilie gibt, denn als Beruf ist die Tätigkeit weder anerkannt, noch reicht das finanzielle Entgelt dafür.

– Man setzt auf die Regenerationskraft eines intimen Beziehungsgefüges, indem man den Pflegepersonen zumutet, kontinuierlich intensivste Beziehungsarbeit zu leisten ohne obliigatorische Eigentherapie oder Kontroll-Supervision – wie das in dem vergleichbaren „Therapeutengewerbe“ vorgeschrieben ist, wo man ständig an Krisen, Konflikten, Problemen und Bedürfnissen anvertrauter Menschen eng beteiligt ist.

Das KJHG definiert einerseits sehr deutlich die Erziehungsebenen und Verantwortlichkeiten, andererseits wird damit an Pflegepersonen ein außerordentlich hoher Anspruch gestellt. Sie müssen scheinbar Unvereinbares vereinbaren, Widersprüchliches integrieren, Unmögliches möglich machen und diese Spannungen aushalten und ausgleichen.

Bezogen auf die Vollzeitpflege muß man im KJHG ein *Zwar-Aber* konstatieren:

a) *Zwar* sind die Pflegepersonen gegenüber dem Jugendhilfeträger Mitarbeiter im „Erziehungsgeschäft“, denn sie sind die Maßnahme „Vollzeitpflege“ gemäß §33 KJHG,

*aber* – anders als Erzieher/Mitarbeiter in Einrichtungen/Institutionen/Heimen – sind sie nicht beruflich anerkannte Erwerbstätige, Angestellte oder Beamte, sondern allenfalls ehrenamtlich tätige Personen gemäß §73 KJHG (mit der Möglichkeit, sich Beratung zu holen).

b) *Zwar* gilt auch für Pflegepersonen in der Vollzeitpflege, daß sie sich zu Vereinigungen zusammenschließen und sich durch die Jugendhilfe beraten und unterstützen lassen können, gemäß §23 Absatz 4 KJHG, *aber* sie haben damit noch lange nicht die organisatorischen Möglichkeiten eines anerkannten Trägers der Jugendhilfe gemäß §74 ff. KJHG.

c) *Zwar* sind die privat-familiären Pflegepersonen - genauso wie die

Erzieher in einer Einrichtung – verpflichtet, sowohl mit den Eltern des Kindes als auch mit der Jugendhilfe zusammenzuarbeiten,

*aber* wo tarifliche Arbeitsplatzbeschreibungen Zeiten für Elternarbeit und Verwaltung sowie Kooperation im sozialen Helfersystem vorsehen, leisten privat-familiäre Pflegepersonen dies alles zum Nulltarif. Denn gemäß §39 Absatz 3 KJHG umfaßt der Lebensunterhalt des Kindes auch die Kosten der Erziehung. Beträge von 150 DM – wie sie mancherorts bezahlt werden – reichen dafür nicht aus. Um sich auf die Verpflichtung zur Zusammenarbeit mit den Eltern der Kinder gemäß §§36, 37, 38 KJHG einzulassen, benötigen Pflegepersonen auch die offizielle Anerkennung ihrer Mehrarbeit durch angemessene Bezahlung.

d) *Zwar* ist bei der Hilfe zur Erziehung in Vollzeitpflege gerade die Privatheit, Intimität, Nähe, Konstanz der familiären Pflegepersonen gefragt – eine Qualität, die auf Zuneigung und Liebe beruht –,

*aber* über dieser Beziehung hängt beständig das Damoklesschwert der Zeit: Befristung, Überprüfung, Entscheidung, Veränderung.

Daß Pflegepersonen diesen Spannungsbogen der Unmöglichkeit aushalten und eine solche Lebensform freiwillig und voller Idealismus für ihre Familie wählen, habe ich in meiner Praxis immer wieder mit Staunen erlebt und wundere mich in jeder neuen Beratung, Therapie oder Fortbildung mit Pflegeeltern über diese mitmenschliche Courage. □



## Von den nachhaltigen Problemen der Elternarbeit.

### Szenen und Eindrücke aus dem Alltag eines Kinderdorfes

von Petra Heilingbrunner

*Petra Heilingbrunner ist 35 Jahre alt und lebt in München. Sie studierte Politologie, Soziologie und Kommunikationswissenschaften. Sie arbeitet als freie Journalistin u.a. für die „Süddeutsche Zeitung“, „Die Zeit“, „Natur“ und für Rundfunkanstalten. Petra Heilingbrunner war Redakteurin der Zeitschrift „Älter werden in Augsburg“. Soziale Themen gehören zu ihren Interessen- und Arbeitsschwerpunkten.*



Anspruch und Wirklichkeit von Elternarbeit in einem Kinderdorf zu recherchieren, ist mein Auftrag. Der Anspruch, der in Pflegeverhältnissen an die Arbeit mit den leiblichen Eltern gestellt wird, ist im Kinder- und Jugendhilfegesetz formuliert. „Kinder, Jugendliche und Personensorgeberechtigte, also in der Regel die Eltern, werden mit ihren Vorstellungen, Annahmen und Erwartungen in die Planung erzieherischer Hilfe einbezogen“, lese ich in einem Kommentar des Bayerischen Landesjugendamtes zu dem Gesetz. Der Kernsatz des §37 lautet: „Es soll darauf hingewirkt werden, daß die am Erziehungsprozeß Beteiligten zum Wohl der Minderjährigen zusammenarbeiten.“ Beide Sätze könnten einem fast banal vorkommen, so selbstverständlich scheint der Inhalt, wenn ich nicht als „Fachlaie“ wüßte, daß sich das abstrakte Amtsdeutsch von Juristen oft auf eine konkrete Wirklichkeit bezieht, in der das Selbstverständliche nicht selbstverständlich ist oder sein kann.

Bei meinem Besuch in einem SOS-Kinderdorf bin ich der Frage nachgegangen, wie im Beziehungsviereck „Kind – leibliche Eltern – Kinderdorfmutter – Jugendamt“ die geforderte Mitwirkung und Zusammenarbeit praktiziert wird und wer wann wie, wo und was entscheidet. Wenn ich mit einer Metapher beschreiben sollte, was ich gesehen und erfahren habe, dann fällt mir das Bild vom „Hinterhof der Gesellschaft“ für die Ansammlung leidvoller Schicksale der Kinder und Jugendlichen ein, die im SOS-Kinderdorf Zuflucht gefunden haben.

Da das „Wohl“ dieser Kinder sich im pädagogischen Alltag immer als ein individuelles erweist, lassen sich auch die Antworten auf meine Frage ebenso wie die Lebensgeschichten der einzelnen Kinder nicht auf einen Nenner bringen.

#### Wenn Kinder vor ihren Eltern geschützt werden müssen

Die heruntergekommene Fassade eines aufgelassenen Postgebäudes flimmert über den Bildschirm, dann ein ungepflegter Hauseingang. Schnitt. Die Kamera führt durch enge, schmutzige Räume im Souterrain, zeigt zugezogene Vorhänge, Wände mit Schimmelflecken, zerschlissene Möbel. Schnitt. Ein Arzt erzählt von Kindern, die dort in Schlafsäcken geschlafen haben, die in der feuchtheißen Luft ständig krank gewesen sind und nur selten nach draußen durften. Er spricht von Verhältnissen und einer Vernachlässigung der Kinder, die nicht mehr zu verantworten waren. Schnitt.

Die Kinder aus den Verhältnissen, die ich im Videofilm gesehen habe, sind vor einigen Tagen von der Polizei ins Kinderdorf gebracht worden: drei Mädchen und ein Junge zwischen zwei und sechs Jahre alt. Als ich sie kennenlernen, werden die Videobilder Realität. Die Kinder sind blaß, ihre Haut fast durchsichtig. Zerbrechlich und schüchtern stehen sie am Rand des Sandkastens, in dem andere Kinder aus dem

Kinderdorf laut und fröhlich herumtoben. Obwohl ich weiß, daß auch die Welt der Kinder, die da scheinbar so unbeschwert spielen, nicht heil ist, stimmt mich der Kontrast traurig.

Später wird mich die fünfjährige R. fragen, ob ich weiß, daß ihr Bruder ertrunken ist, und sie wird sagen: „Da hat meine Mutti geweint und geweint und geweint.“

„Vernachlässigung.“ Von der Mutter heißt es, sie sei eine ruhige, selbstbewußte und zielstrebige Frau gewesen. Der Schmerz über den Tod ihres Jungen habe sich bis zur Depression gesteigert und tiefgreifende Veränderungen ihrer Persönlichkeit zur Folge gehabt. Der Vater der Kinder ist krank, arbeitsunfähig und nervlich kaum belastbar, obendrein alkoholabhängig – keine Stütze für die Mutter. Gegenüber einer Kindergärtnerin hatte die Mutter gesagt, daß sie für ihre Kinder keine Liebe mehr empfinde. Der Arzt gab zu Protokoll, daß sie in ihrer Verzweiflung geäußert hat, mit den Kindern ins Wasser gehen zu wollen. Je tiefer sie in ihre Schwermut versank, desto mehr verkamen der Haushalt und die Kinder. Das Jugendamt mußte nach BGB §1666 die Einweisung der Kinder ins Kinderdorf verfügen, ohne die Einwilligung der Eltern zu haben.

Nach dem Buchstaben des KJHG stehen die Mitarbeiter des Kinderdorfes in einem Dilemma: Das Gesetz fordert die Beteiligung der Eltern an der Hilfeplanung und den Kontakt zwischen ihnen und den Kindern. Dagegen steht die Realität: Der akute psychische Zustand, in dem die Mutter sich befindet, schließt die Möglichkeit einer Kurzschlußhandlung gegen sich und die Kinder nicht aus, wenn sie erfährt, wo sie leben. Es sei nicht übertrieben,

die Situation als lebensgefährlich für die Kinder anzusehen, sagen die Fachleute.

Im Kinderdorf hofft man, daß sich die Mutter in therapeutische Behandlung begibt. „Vorerst“, sagt der Kinderdorfleiter, „bleibt uns nichts anderes übrig, als die Kinder vor ihren Eltern zu schützen.“

Die Kinderdorfmutter steht vor der Aufgabe, die Geschwistergruppe behutsam in ihre Kinderdorffamilie zu integrieren. Ihre „Elternarbeit“ besteht fürs erste darin, mit den Kindern die in der Herkunftsfamilie erlebten Traumata psychologisch und heilpädagogisch aufzuarbeiten. Keine leichte Aufgabe bei vier Kindern.

### Der Psychotherapeut

„Elternarbeit ist zunächst einmal Kinderarbeit“, sagt der Psychotherapeut Dirk W., der lange in einem SOS-Kinderdorf gearbeitet hat und heute bei der Ausbildung von Kinderdorfmüttern mitwirkt. Nach seinen Informationen stammen zwei Drittel aller Kinderdorkinder aus Familien, in denen die Beziehungen der Familienmitglieder untereinander schwer gestört sind. Schizophrenie, sexuelle Mißhandlung, zerrüttete Ehen, Alkoholismus sind nur einige der Gründe dafür. Die Folge ist, daß Kinderdorfmütter oft mit sogenannten Frühstörungen bei ihren Kindern zu tun haben. Wenn Kinder sich an jeden klammern, der ihnen über den Weg läuft, wahllos Essen (als Liebesersatz) in sich hineinstopfen, ständig aggressiv sind oder permanent zwischen den Bedürfnissen nach Nähe und Distanz hin- und herschwanken,

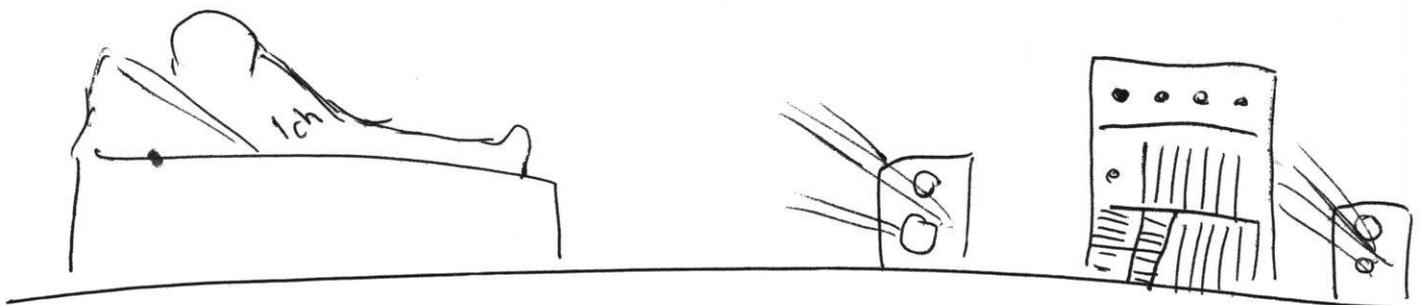
können das Symptome solcher Frühstörungen sein. Diese Kinder malträtieren oft die Kinderdorfmutter, während sie an ihren leiblichen Eltern hängen, selbst wenn sie von ihnen seelisch oder körperlich schwer mißhandelt wurden.

„Die Kinder vergessen oder verdrängen ihre Vergangenheit in der Herkunftsfamilie“, sagt Dirk W. Die Folge sei, daß die Kinder ihre Eltern idealisieren. „Das ist ein Mechanismus, den Kinder haben, um mit den massiven Enttäuschungen fertigzuwerden, die ihnen ihre Eltern zugefügt haben. Kinder sind wie kleine Hunde: Sie können geprügelt werden und sind nicht kleinzukriegen.“

Zum Leidwesen der Kinderdorfmütter gilt das Gesetz von der Erhaltung der Energie auch in der Psyche. „Der von den leiblichen Eltern abgespaltene böse Anteil wird auf die Kinderdorfmutter projiziert und in der Beziehung zu ihr abgearbeitet.“

Über die Folgen solcher psychischen Abspaltungsprozesse erzählt Martina B.: „Unsere leibliche Mutter hat uns immer gesagt, daß wir wieder zu ihr heimkönnen. Irgendwann hat man begriffen, daß man doch nicht heimkann und hat der Kinderdorfmutter die Schuld dafür gegeben. Das hat mir Probleme geschaffen. Ich konnte die Kinderdorfmutter nicht akzeptieren. Es war ein einziger Hickhack zwischen ihr und mir. Ich bin ein paar Mal einfach abgehauen, weil ich's im Kinderdorf nicht mehr ausgehalten habe. Es hat mich alles so erdrückt und belastet.“

Martina B. ist heute achtundzwanzig Jahre alt, verheiratet und Mutter von zwei Kindern. Die seelischen Verletzungen, die ihr von der leiblichen Mutter zugefügt wurden, sind noch immer nicht verheilt. Als Martina mir ihre Geschichte erzählt, ist sie den Tränen nahe und zittert vor Wut am ganzen Körper, wenn sie von ihrer Mutter spricht. Leid tut ihr, wie sie



damals mit ihrer Kinderdorfmutter umgegangen ist. „Mein Verhalten muß ihr arg wehgetan haben. Sie hat uns ja quasi aus dem Dreck herausgeholt. Was wir wissen und können, hat sie uns ermöglicht, nicht unsere Mutter. Heute habe ich eine sehr liebevolle und enge Beziehung zu meiner Kinderdorfmutter.“

Idealisierung der Eltern, das Abspalten ihrer problematischen Teile, deren Wiederaufleben in der Kinderdorffamilie, und das „Abarbeiten“ dieser bösen Anteile an der Kinderdorfmutter – ein Teufelskreis der Gefühle?

„In der Therapie geht es nicht darum, die Beziehung der Kinder zu ihren leiblichen Eltern zu kitten“, sagt Dirk W. Ziel der Therapie sei, das verletzte Selbstwertgefühl des Kindes zu heilen.

„Wenn das Kind einen Zuwachs an Selbstliebe bekommen hat“, erklärt mir Dirk W., „kann es vielleicht auch die problematische Seite seiner Eltern klarer wahrnehmen.“

Ein wichtiges Ziel der Elternarbeit im Kinderdorf ist, den Kindern dabei zu helfen, ihre Eltern weder zu vergöttern noch zu verteufeln, sondern ein realistisches Bild von ihnen zu entwickeln.

Wie hoch die Hürden sind, die vor diesem Ziel stehen, und welche Probleme Eltern mit der Realität ihres Kindes haben können, erfahre ich mit Markus' Geschichte.

### **Kinder als Partnerersatz. Von der Notwendigkeit, die Mutter- Kind-Beziehung vom Kopf auf die Füße zu stellen**

In der Akte des zwölfjährigen Markus ist ein auf lindgrünem Papier geschriebener, mit bunten Klebebildchen umrandeter Brief abgeheftet, der an ihn adressiert ist, ihm aber nicht ausgehändigt wurde. Aus Gründen des Datenschutzes darf ich die Akte nicht einsehen. Stil und Inhalt des Briefes beschreibt mir die Kinderdorfmutter so:

*„Mein Liebling,  
wie geht es Dir? Mir geht es schlecht.  
Ich vermisse Dich sehr. Bei unserem  
nächsten Zusammensein darfst Du mir  
wieder Zigaretten spendieren, wie Ka-  
valiere das bei Frauen tun.“*

*Mein Liebling, es ist fast sicher, daß Du  
nicht für immer und ewig im Kinder-  
dorf bleiben mußt. Bitte denke daran:  
Deine Mutter ist mit Dir immer in Ge-  
danken verbunden – auch wenn man  
Dir etwas anderes sagt.  
In Liebe grüßt und küßt Dich  
Deine Mami“*

Ich lerne Markus kennen, als er von der Schule nach Hause kommt. Ich bin mit seiner Kinderdorfmutter im Gespräch. Er begrüßt uns höflich und zurückhaltend und geht auf sein Zimmer. Auch später beim Mittagessen macht er diesen „wohlerzogenen“, freundlichen Eindruck, im Gegensatz zu seinen Kinderdorfgeschwistern, die kindlich lustvoll mit der Gabel im Kartoffelbrei mantschen. Beim Gesellschaftsspiel am Nachmittag vermittelt er, wenn sich die anderen lautstark und leidenschaftlich gegenseitig den Sieg streitig machen.

Er paßt so gar nicht in mein Klischee von einem Problemkind.

Markus ist seit fünf Jahren im Kinderdorf. Wenn er Besuch von seiner Mutter bekommt, verliert er die freundlich selbstbeherrschte Haltung, die ich bei ihm gesehen habe. Er weint dann, will nichts essen und ist sehr bedrückt.

Zwischen Mutter und Sohn besteht eine ungelöste Bindung, die bei Markus Depressionen hervorruft, wenn er mit seiner Mutter zusammen ist. So sehen es die Pädagogen. Daß die Mutter aus dem gleichen Grund die depressive Stimmung ihres Sohnes als Beweis dafür nimmt, daß Markus sich im Kinderdorf unglücklich fühlt, ist psychologisch verständlich.

Dem Außenstehenden mag es wie eine Art Zensur erscheinen, aber es gibt gute pädagogische Gründe, weshalb Markus den Brief seiner Mutter nicht erhalten hat.

Was sie schreibt, liest sich wie ein Billett an einen geheimen Liebhaber und nicht wie ein Brief an den zwölfjährigen Sohn. Die Mutter ist jung Witwe geworden und hat einen großen Teil ihrer emotionalen Bedürfnisse auf ihren Sohn übertragen, er wurde als ihr „Ein und Alles“ zum Ersatz für den Partner. Markus' scheinbar vernünftiges und zurückhaltendes Benehmen ist der Preis seiner Überforderung durch die Mutter.

Zudem muß der Brief auf Markus wie die geheime Botschaft eines Versprechens wirken, daß die Mutter scheinbar alles tut, um ihn zurückzuholen, und suggeriert in der Mitteilung: „auch wenn man Dir etwas anderes sagt“, daß Markus im Kinderdorf belogen wird.

Abgesehen davon, daß die Mutter selbst noch im Spinnennetz widersprüchlicher Gefühle gefangen ist und die Voraussetzungen für ein neuerliches Zusammenleben bei ihr fehlen, erschwert sie mit solchen ambivalenten Äußerungen Markus die emotionale Integration in die Kinderdorffamilie.

Leibliche Angehörige wie Markus' Mutter müssen auf eine Mitwirkung bei der Erziehung ihrer Kinder im Kinderdorf erst vorbereitet werden. Das fällt in den Aufgabenbereich der Pädagogischen Mitarbeiter. „Die Mutter braucht einen Gesprächspartner“, sagt mir einer von ihnen, „der ihre Wahrnehmung, daß ihr Sohn sich bei uns unglücklich fühlt, ernst nimmt und ihre Beweggründe, ihm Liebesbriefe voller Versprechungen zu schicken, akzeptiert. Daß sie sich über unsere ‚Briefzensur‘ empört, müssen wir ohne



Rechtfertigungszwang zulassen können. In der Möglichkeit, all diese Empfindungen zu äußern, liegt die Chance, daß sie sich unseren Argumenten gegenüber öffnet und lernt, die Dinge durch die Brille ihres Sohnes zu sehen und damit das Erleben und Interesse des Kindes zu begreifen.“

### Der Kinderdorfleiter

„Eltern sind wichtig für die Realitätsfindung der Kinder“, bestätigt auch Eugen K., der mit seinen etwa vierzig Jahren einer der jüngeren Kinderdorfleiter ist. Für seine Generation stellt sich nicht mehr die Frage, ob Elternarbeit geleistet werden sollte, sondern nur noch *wie*.

„Es ist Usus bei uns“, sagt er beim Interview in seinem hellen, freundlich eingerichteten Dienstzimmer im Kinderdorf, „daß wir die Eltern von Anfang an einbeziehen.“ Schon bei dem „Erstgespräch“ mit dem Kind legt er Wert darauf, daß möglichst die Eltern dabei sind. „Wir sind auf ihre Mitarbeit, zumindest aber auf ihre positive Grundhaltung gegenüber unserer Einrichtung angewiesen“, sagt er, „weil sonst bei jedem Besuch, jedem Kontakt zwischen den leiblichen Eltern und dem Kind die Gefahr besteht, daß sie unterschwellig gegen uns und das Hiersein ihrer Kinder arbeiten.“

Natürlich kommt es in der Elternarbeit auch immer wieder zu „menschlichen Reibungen“, wie Eugen K. es nennt. Da gab es beispielsweise diesen Vater, der ihn schon bei seinem ersten

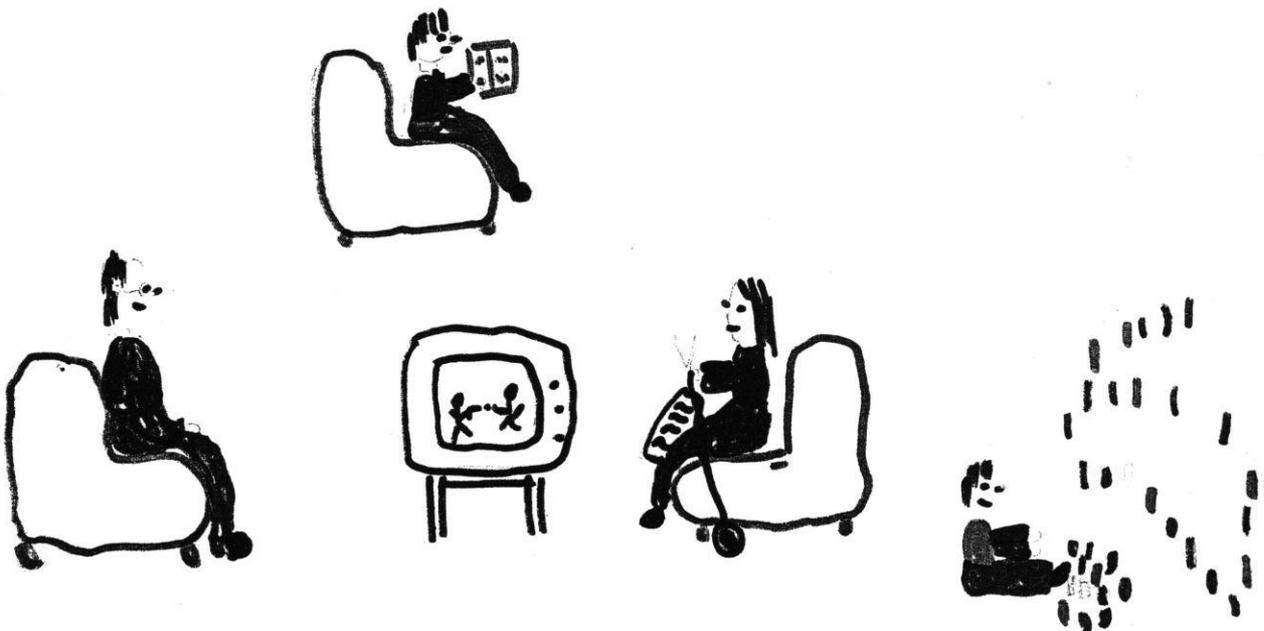
Besuch im Kinderdorf mit dem grundlosen Vorwurf begrüßte: „Sie sind also der, der sich immer verleugnen läßt!“ und jedes weitere Gespräch verweigert hatte.

Stattdessen habe er seinen beiden Töchtern auf Spaziergängen im Dorf immer wieder eingeschärft, daß sie viel weinen müßten, damit sie wieder zu ihm kommen könnten.

„Es war zwar eindeutig, daß die beiden Mädchen nichts mehr mit ihm zu tun haben wollten“, erzählt der Dorfleiter, „aber natürlich hat er sie damit verunsichert.“ Die beiden Kinder waren nicht seine leiblichen Töchter, aber sie waren ihm vom Gericht zugesprochen worden, als sich deren aus Asien stammende Mutter von ihm trennte. Der Grund für die Einweisung seiner Stieftöchter ins Kinderdorf war der Verdacht, daß er sich sexuell an ihnen vergangen habe. „Jedenfalls“, meint der Dorfleiter, „hat er auf recht seltsame Weise mit den beiden zwölfjährigen Mädchen gelebt, mit ihnen zusammen in einem Ehebett geschlafen usw.“

„Zweifellos ein schwieriger Fall von Elternarbeit, mit menschlicher Reibung, aber“, fügt der Dorfleiter mit sanfter Stimme hinzu, „nicht unmöglich.“

Auch in dem Verhältnis zwischen Kinderdorfsmutter und leiblicher Mutter kann es zu diesen „menschlichen Reibungen“ kommen. „Da hat die Kinderdorfsmutter das Kind drei Jahre lang vielleicht aus sehr schwierigen Zusammenhängen herausgeholt und eine behutsame Beziehung angebahnt“, sagt der Dorfleiter, „dann kommen die Eltern mal kurz auf Besuch und prompt



kriegen sie alle Zuwendungen, und die Kinderdorfmutter steht daneben und weiß um die tagtäglichen Schwierigkeiten, die sie hatte und haben wird. Eifersucht und Konkurrenz, die dabei ablaufen, sind menschliche Regungen, die wir nicht per Dienstanweisung ausschließen können, sondern auf die wir reagieren müssen.“

### Auf der anderen Seite – die Mütter und ihre Probleme

„Nein, ich war nicht eifersüchtig auf die, aber was soll Positives dran sein, wenn einem die Kinder weggenommen werden?“ sagt Frau Y. Sie ist Anfang vierzig und Mutter von vier Kindern, die ihr Mitte der siebziger Jahre wegen Vernachlässigung weggenommen wurden. Gegen ihren Willen kamen sie ins Kinderdorf. „Man weiß nicht, was aus ihnen geworden wäre, wenn sie bei mir aufgewachsen wären. Ob besser oder schlechter, weiß ich bis heute nicht... Mit der Kinderdorfmutter habe ich mich überhaupt nicht verstanden. Sie war zu streng zu meinen Kindern und wollte mir immer vorschreiben, was ich zu tun und zu lassen hätte. Zwei meiner Kinder waren von Anfang an gegen sie, die beiden anderen waren eher Schleimer. Einmal habe ich zu der Kinderdorfmutter gesagt: Sie sind ja nur neidisch auf mich, weil Sie keinen Mann abkriegen. Das hat sie geschockt.“

Kinderdorfmütter sind bei der Elternarbeit nicht nur – wie im Fall von Frau Y. – mit offener Ablehnung durch die Angehörigen konfrontiert, sondern auch mit viel subtileren Formen, die einen Kontakt zur leiblichen Mutter erschweren, wenn nicht gar verhindern.

„Viele Angehörige kompensieren ihr schlechtes Gewissen durch Geschenke“, erklärt mir ein Pädagogischer Mitarbeiter. „Sie machen sie also für sich, nicht für das Kind.“ Das Kind sehe das aber anders: „Die Mama hat mich viel lieber als die Kinderdorfmutter, weil die macht mir nicht so tolle Geschenke.“

Ich stehe im Zimmer von Norbert. Norbert ist dreizehn Jahre alt. Ich sehe eine teure Stereoanlage mit CD-Player, eine automatische Kamera, und in einer Ecke stapeln sich Dutzende von Spielen aller Art. Über allem hängt ein Foto von Norberts Mutter an der

Wand. Wenn ich nicht wüßte, daß sie es ist, hätte ich die junge Frau eher für seine Schwester gehalten.

Norberts Kinderdorfmutter Brigitte G. klagt darüber, daß seine Mutter ihn ständig mit Geschenken und modischer Kleidung überhäuft. Mit den Folgen hat nicht sie, sondern die Kinderdorfmutter zu kämpfen. Nicht nur Norberts Ansprüche im Kinderdorfalltag werden dadurch immer größer, sondern auch der Neid der anderen Kinder und damit die Konflikte in ihrer Familie.

Obwohl Norbert schon dreieinhalb Jahre im Kinderdorf ist, steht er noch immer in einem Loyalitätskonflikt zwischen seiner leiblichen Mutter und seiner Kinderdorfmutter. „Norbert ist zwar gern im Kinderdorf“, sagt Brigitte G. ein wenig traurig, „aber lieber wäre er bei seiner Mutter zu Hause.“

„Seine Kinderdorfmutter ins Herz zu schließen, muß er bei dem Verhalten der Mutter als Verrat seiner Liebe zu ihr begreifen“, ergänzt der Pädagogische Mitarbeiter.

In der Anfangszeit hat die Mutter bei ihren Besuchen im Kinderdorf Norbert immer wieder versprochen: „Ich hol dich wieder zu mir nach Hause“, ließ ihn kaum zu Wort kommen, hätte ihn am liebsten tagelang bei sich in der Pension behalten, körperlich und psychisch umklammert. Mit seiner Kinderdorfmutter und dem Kinderdorf dagegen wollte sie nichts zu tun haben, fragte ihn auch nicht danach. Da Norbert ein eher introvertierter Mensch ist, hat sich das durch die Kontakte mit der Mutter noch verstärkt.

„Wir mußten ihr klarmachen, daß das so nicht geht“, erzählt mir Brigitte G., sie müsse lernen zu akzeptieren, daß er im Kinderdorf lebt, müsse sich auch darauf einlassen, beispielsweise mit zu den Mahlzeiten zu kommen und Norbert nicht ausschließlich in ihrer Pension zu treffen, wenn sie ihn besuchte. „Damals konnte sie das noch nicht“, erzählt die Kinderdorfmutter weiter, „aber mittlerweile läßt sie sich hier im Dorf viel sehen, wenn sie kommt. Der Kontakt hat sich positiv entwickelt...“, – sie macht eine Pause – „nach dreieinhalb Jahren.“ Sie könnte sich sogar vorstellen, daß Norbert wieder zu seiner Mutter zurückkehrt, wenn sich die Verhältnisse bei ihr weiter so veränderten.

Ein paar Tage später, ein paar hundert Kilometer weiter. Ich klingele an der Haustür von Norberts Mutter. Nach

allem, was ich von ihrem Leben weiß, bin ich mir in diesem Augenblick nicht sicher, ob sie aufmachen wird und wenn, wie. Ist sie betrunken oder nüchtern? Wird sie wütend die Türe wieder zuknallen, wenn ich ihr mit meinem Anliegen komme? Wird sie mich beschimpfen, weil ich mich in ihre Angelegenheiten einmische?

Die Tür geht auf. Frau L. bittet mich freundlich herein und bietet mir einen Kaffee an, nachdem ich ihr den Grund meines Besuches gesagt habe. Die Wohnung ist trotz der frühen Morgenstunde sauber und aufgeräumt. Wieder muß ich mich von einem Vorurteil verabschieden.

Frau L. hat die zierliche Gestalt eines jungen Mädchens, aber den unsicheren Gang einer alten Frau. Auch das grobe Männerhemd, das sie trägt, steht in einem seltsamen Gegensatz zu dem kindlichen Schleifchen in ihren langen blonden Haaren.

„Noch vor ein paar Monaten hätten Sie mich nicht nach meiner Lebensgeschichte fragen dürfen“, fängt sie an zu erzählen, „da war ich da unten“, und deutet mit der Zigarette auf den Küchenboden.

Bevor Norbert geboren wurde, war Frau L. verheiratet und hatte zwei Kinder, Carola und Felix. Etwa ein Jahr nach der Geburt von Felix flüchtete sie mit den Kindern in ein Frauenhaus. „Mein Mann hat mich geschlagen und die Kleine auch.“ Sogar mit dem Schlachtermesser war er auf Frau und Kinder losgegangen. Sie läßt sich scheiden. Wenig später bringt sich der Mann um. „Das lag bei denen in der Familie“, meint Frau L. lakonisch.

Sie lernt einen anderen Mann kennen und wird schwanger. „Eigentlich wollte ich abtreiben lassen, aber als es soweit war, habe ich einen Rückzieher gemacht.“

Am Tag nach Norberts Geburt hat Felix einen schweren Unfall, eine Schiffsschaukel zerschmettert sein Gesicht. Geplagt von Schuldgefühlen kümmert sie sich fortan hauptsächlich um ihr krankes Kind, für Carola und Norbert hat sie kaum noch Zeit und Energie.

Sie sagt heute selbst von sich, daß sie damals das Gefühl hatte, als Mutter versagt zu haben. „Früher habe ich

nicht einen einzigen Tropfen getrunken, aber das mit den Kindern war mir irgendwann zuviel. Erst habe ich gedacht, jetzt trink ich mal ein Bier und dann wurden es immer mehr. Am Schluß hab ich gedacht: Jetzt bist du Alkoholikerin. Und das war ich auch.“ Selbst in einer Pflegefamilie aufgewachsen, sah Frau L. als einzige Lösung, den kleinen Norbert in Pflege zu geben. Auf den Vorschlag des Jugendamtes, ihn in einem SOS-Kinderdorf unterzubringen, ging sie ein. Norbert war damals acht Jahre alt.

Weil sie ständig obdachlose Saufkumpane zu sich einlud, verlor Frau L. wegen „Unzumutbarkeit“ ihre Wohnung. Sie mußte in eine Gegend ziehen, die Soziologen euphemistisch „Brennpunkt-Viertel“ nennen.

Frau L. fühlte sich in der heruntergekommenen Mietblock-Siedlung unglücklicher denn je. „Im vergangenen Jahr war es dann soweit. Verreck, hab ich mir gesagt, dann hast du deine Ruhe.“ Sie schluckte Tabletten und goß eine Flasche Schnaps hinterher. Gerade noch rechtzeitig findet sie ein Freund. Seit dem mißlungenen Selbstmordversuch hat Frau L. für sich das Gefühl, daß es mit ihr wieder aufwärts geht.

Dank der Bemühungen des Jugendamtes bekam sie die jetzige Wohnung. „Endlich keine Asozialen mehr um mich herum“, sagte sie und: „Hier bin ich glücklich.“ Ich glaube es ihr. Die Nippesfiguren im Regal, die gehäkelten Deckchen auf den Möbeln, die saubere Aufgeräumtheit der Wohnung, das sind wahrscheinlich von ihr hart erkämpfte Grenzsteine zum „Milieu“.

„Momentan trinke ich noch zwei Bier am Tag“, bekennt sie, aber auch davon will sie weg. Sie will eine Entziehungskur machen und sich dann zur Altenpflegerin umschulen lassen. „In der Psychiatrie haben sie mich darauf gebracht“, sagt sie, weil sie sich dort um eine alte Frau gekümmert habe.

Norbert zu sich zu holen ist ihr großes Ziel. Überall in der Wohnung ist das spürbar. Im Blickfeld der Mutter hängen und stehen goldgerahmte Fotos von ihm, auf dem Küchensofa liegt eine Marionette, die er im Kinderdorf gebastelt und ihr geschenkt hat. Ich wünsche ihr beim Abschied Glück für ihre Vorhaben.

„Ja“, sagt sie, „ein Glück, das wäre zur Abwechslung nicht schlecht.“

Zurück ins Kinderdorf:

### **Sieben Leben unter einem Dach. Von der Gefahr, eine Frau zu überfordern, deren Beruf Mutter ist**

Die kleine Anna hatte in der Nacht immer wieder geschrien. Mehrmals mußte sie aufstehen und sich um das Baby kümmern. Um sechs weckte sie die Kinder und bereitete das Frühstück. Sie hat sieben Kinder, vier von ihnen gehen zur Schule oder in die Lehre. Ich sitze um sieben Uhr mit ihr und den drei jüngsten am Tisch. „Wir frühstücken immer in zwei Schichten“, sagt sie, „sonst streiten sie sich ständig.“ Sie gibt Anna, dem Baby auf ihrem Schoß, die Flasche, streicht für die zweijährige Karin ein Brot, und Gabi, die Vierjährige, soll „bitte mal stillsitzen!“

Sie, das ist Ulrike S., von Beruf Mutter im Kinderdorf. Um das zu werden, hat sie vor zehn Jahren ihre Stelle als Finanzbeamtin aufgegeben. Ulrike S. ist eine robust wirkende Frau, Ende dreißig, mit kurzen, graumelierten Haaren. Sie strahlt Vitalität aus, und nur in ihren dunklen Augen sieht man etwas von der anstrengenden Nacht.

Jeden Morgen sitzen nicht nur sieben Kinder am Frühstückstisch, sondern auch sieben sehr unterschiedliche Lebensgeschichten, die von Ulrike S. unter den Hut der Familie zu bringen sind.

Faktenmäßig aufgezählt sind zwei ihrer Kinder von den leiblichen Eltern körperlich schwer mißhandelt worden, ein anderes seelisch. Einer der Jungen kam zu ihr, weil seine Mutter psychisch so erkrankte, daß sie sich um ihn nicht mehr kümmern konnte. Die drei kleinen Schwestern wurden wegen drohender körperlicher und seelischer Verwahrlosung ins Kinderdorf eingewiesen.

Man muß die Geschichten in ihren schrecklichen Einzelheiten nicht kennen, um zu begreifen, daß diese Kinder einen immensen Nachholbedarf an emotionaler Zuwendung haben.

Zum Beispiel Kai, vierzehn Jahre alt. Während ich mich mit seiner Kinderdormutter unterhalte, streicht er mit unzufriedenem Gesicht minutenlang um sie herum, will einen Blick, ein Wort, eine Geste von ihr, aber Ulrike S. ist in unser Gespräch vertieft. Schweigend verläßt er den Raum, um kurz darauf wieder herein zu kommen. Hastig steckt er der Mutter ein Briefchen zu, dreht sich um und geht mit hochgezogenen Schultern wieder raus.

Ulrike S. schaut kurz auf das Briefchen, legt es kopfschüttelnd zur Seite und stöhnt: „Immer wieder verspricht er mir das!“ Kai hat zum x-ten Mal versprochen, nicht mehr eifersüchtig zu sein, aber sein Hunger nach Beachtung, nach liebevoller Zuwendung ist unersättlich. Seine leibliche Mutter hat ihn von Geburt an abgelehnt. Mit einem Jahr saß er stundenlang auf dem Bett und warf seinen ungeliebten Körper hin und her, schmierte seine Exkremate an die Wand und zeigte andere hospitalistische Symptome.

Auf der Problemseite hat jedes ihrer Kinder aus seiner Geschichte ein anderes Verhalten mitgebracht, um sich der Aufmerksamkeit und der Liebe der Kinderdormutter zu versichern. Da gibt es den permanenten trotzigen Ungehorsam, die kleinen Diebereien, die Flucht in Größenwahnphantasien und hysterische Anfälle.

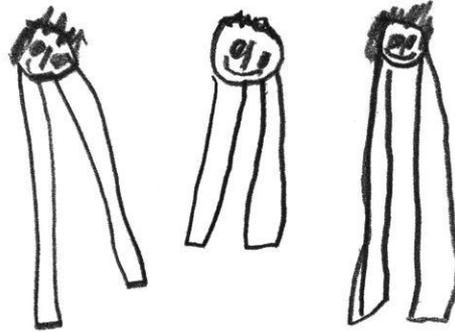
Zur „normalen“ Mutterarbeit wie Kleinkinder wickeln, einkaufen, Essen kochen, Hausaufgaben überwachen, Berge von Wäsche bügeln kommt für Ulrike S. die professionelle: sich vorbereiten auf „Mütterstunden“, in denen pädagogische und psychologische Probleme diskutiert werden, Besprechungen mit dem Pädagogischen Mitarbeiter, Antragsformulare ausfüllen, gemeinsame Berichte für die zuständigen Jugendämter schreiben, das Wirtschaftsbuch führen und so weiter und so fort.

Und zu all dem noch Elternarbeit?

Ulrike S. sagt: „Ja!... Aber...!“

Sie vereinbart mit den leiblichen Angehörigen der Kinder Besuchstermine, unterhält sich mit ihnen über die aktuellen Probleme des Kindes und wird oft von den Erwachsenen selbst um Rat gefragt. „Manchmal“, sagt sie, „habe ich den Eindruck, daß einige der Mütter am liebsten selbst Kinder im Kinderdorf wären.“

Ja, sie findet Elternarbeit wichtig, aber: „Leichter ist es für mich, wenn kein Kontakt zwischen den Kindern und ihren Eltern besteht.“ Persönlich spiele Eifersucht eine Rolle dabei, gibt sie freimütig zu, zum Beispiel, „wenn Kai einer Frau um den Hals fallen würde, die zwar seine Mutter ist, die er aber gar nicht kennt.“



mama

Mit der Pubertät fing Kai an, sich für seine Eltern zu interessieren. Haß ist nicht sein Motiv. Er will, daß sie ihn besuchen, „damit ich sie wieder kennenlerne“, sagt er in einer seltsamen Mischung aus Gleichgültigkeit, Neugier und Sehnsucht. Kais Wunsch ist für Ulrike S. Grund genug, den Kontakt mit den Eltern, auch nach Jahren absoluter Funkstille, wieder zu suchen.

Ihr zweites und wichtigeres „Aber“ bezüglich Elternarbeit ist, daß jeder Besuch, schon jedes Telefongespräch und jeder Brief in den Kindern Unruhe erzeugt. „Sie rasten aus – entweder vorher oder nachher“, ist ihre Erfahrung. Nüchtern betrachtet sieht sie Elternarbeit als Zusatzbelastung, weiß aber, daß Kinder den Kontakt zu ihren leiblichen Eltern brauchen, um nicht in irrealen Wunschbilder zu flüchten.

Ich rechne nach. Wenn jedes der sieben Kinder in der Familie von Ulrike S. nur alle zwei Monate Besuch von den leiblichen Eltern bekommt, ist die Kinderdorfmutter fast jedes Wochenende mit Kuchenbacken und Tränenwischen beschäftigt.

### Die Pädagogischen Mitarbeiter

Sie verstehen sich unter anderem als Vermittler, als eine Art Puffer zwischen Herkunftsfamilie und Kinderdorffamilie.

Wie schwer und manchmal aussichtslos die Arbeit mit den leiblichen Angehörigen ist, illustriert Johannes K. an dem Fall Bernd. Bernd kam vor sechs Jahren ins Kinderdorf. Seine Mutter war damit einverstanden und begleitete ihn bei der Aufnahme, danach ließ sie nichts mehr von sich

hören. Die Bemühungen des Kinderdorfs, die Mutter zu einem Gespräch einzuladen, blieben erfolglos. Vor etwa drei Jahren tauchte die Mutter im Kinderdorf auf – nur um ihrem Sohn mitzuteilen, daß sie in ein paar Tagen mit ihrem neuen Mann und Bernds beiden Geschwistern nach Amerika auswandern werde. Ihn selbst könne sie nicht mitnehmen.

„Die Auswirkungen auf das Kind kann man sich ausmalen“, sagt Johannes K. Ich frage ihn nicht nach der emotionalen Reaktion der Kinderdorfmutter, die ich mir nur zu genau vorstellen kann. Trotzdem wurde seitens des Kinderdorfs und des Jugendamtes mit der Mutter über Möglichkeiten zukünftiger Kontakte gesprochen. Die Mutter versicherte, sie werde ihrem Sohn „jeden Monat einen Brief“ schreiben, um den Kontakt aufrechtzuerhalten. „Fehlanzeige“, sagt Johannes K. trocken. Das Pädagogen-team versuchte, via Jugendamt die Adresse der Mutter in USA herauszufinden. „Wir wissen bis heute nicht, wo diese Frau steckt“, sagt der Pädagoge.

Bernd, mittlerweile dreizehn Jahre alt, hat wegen dieser enttäuschenden Beziehung zu seiner Mutter „erheblichste Probleme“ im Alltag, sagt Johannes K., und sie würden immer schlimmer; seine Leistungen in der Schule gehen gegen Null. Die Zukunft sieht der Pädagoge schwarz. Das Kinderdorf und die SOS-Erziehungsbe-

ratungsstelle bemühen sich zwar, dem Jungen zu helfen, „aber aufgrund der nicht möglichen Elternarbeit ist es wahrscheinlich, daß diese Bemühungen scheitern werden.“

Ob es definierte Grenzen der Elternarbeit gibt, will ich von ihm wissen. „Elternarbeit mit Tendenz gegen Null“, empfiehlt er dem Jugendamt, wenn er feststellt, „daß ein Kind über Tage und Wochen nach dem Elternkontakt aus der Spur gerät.“ Er hat schon mehrmals eine Kontaktsperre zwischen Eltern und Kind empfohlen und durchgesetzt: „Wenn Eltern das Kind aufhetzen, falsche Informationen geben, dem Jugendamt Beschwerden vortragen, die nicht haltbar sind – also in Fällen, wenn Eltern die Zusammenarbeit der Instanzen sabotieren, weil sie damit dem Kind jede Chance nehmen, sich zurechtzufinden.“

„Die Grenzen der Elternarbeit sind gegeben, wenn der Kontakt mit den Eltern den Interessen des Kindes zuwiderläuft“, ergänzt eine Kollegin von ihm programmatisch.

### Oliver und sein Vater. Elternarbeit an der Grenze zur Krankheit

„Er ist abgehauen, er hat geklaut, er hat das Privatleben seiner Kinderdorfmutter völlig aus dem Lot gebracht – er war fürchterlich“, sagt der Therapeut über Oliver.

„Schon als Sechsjähriger ging er durch die Straßen und fing mit wildfremden Leuten Krach an. Er hatte ein

unwahrscheinliches Aggressionspotential“, erinnert sich ein Pädagogischer Mitarbeiter im Kinderdorf.

Oliver war der Schreck der Nachbarn, zerstörte auf seinem Schulweg sämtliche Klingeln, boxte Mitschülern mit aller Kraft in den Bauch, verbreitete, wo er auftauchte, Angst und Schrecken und war später in manche blutige Schlägerei verwickelt.

Oliver ist heute fünfzehn und lebt in einer sozialpädagogisch betreuten Jugendwohngemeinschaft. „Im vergangenen Sommer mußten wir uns von ihm trennen. Er hat zum Schluß nichts mehr von mir angenommen“, sagt seine Kinderdorfmutter. Sie sagt das mit belegter Stimme und zuckt traurig mit den Schultern.

Mit sechs Jahren war Oliver zu ihr ins Kinderdorf gekommen. Der Grund: Der Vater hatte seine Frau, Olivers Mutter, erschossen – aus Eifersucht.

Damals wollte Oliver von seinem Vater nichts mehr wissen. „Wir haben mit ihm darüber viel geredet“, sagen Kinderdorfmutter und Pädagogischer Mitarbeiter. Das sollte ihm helfen, die Tat des Vaters und den Tod der Mutter seelisch zu bewältigen.

Mit acht Jahren hatte er das Trauma ein Stück weit verarbeitet. Da holte ihn die Vergangenheit ein.

Sein Großvater väterlicherseits meldet sich im Kinderdorf. Er leidet unter der Tat seines Sohnes und kümmert sich sehr um seinen Enkel, will, daß Vater und Sohn wieder in Kontakt

kommen. Im Kinderdorf stimmt man zu, daß Oliver in den Ferien seinen Großvater besucht. Dort trifft er seinen Vater bei einem Hafturlaub. Der Opa schafft es, die beiden miteinander zu versöhnen. Daraufhin nimmt das Kinderdorf mit dem Vater Verbindung auf. Die Kinderdorfmutter und der Pädagogische Mitarbeiter lernen im Gefängnis einen Mann kennen, den sie für kooperativ halten. Oliver beginnt, sich immer mehr mit seinem Vater zu identifizieren.

Die Kinderdorfmutter und ihr Pädagogischer Mitarbeiter haben heute Zweifel und machen sich manchmal den Vorwurf, daß sie im Fall von Oliver bei der Elternarbeit zu weit gegangen sind. „Er bagatellisiert heute die Tötung seiner Mutter und kritisiert die Verhaftung seines Vaters“, klagt der Pädagogische Mitarbeiter, und die Kinderdorfmutter hat gehört, daß Vater und Sohn nur noch saufen, wenn sie zusammen sind.

Der Psychotherapeut Dirk W., der den Fall Oliver seinerzeit mit begleitet hat, verneint ein Versagen des Kinderdorfes. „Im Nachhinein ist man klüger“, sagt er. „Oliver war im Kinderdorf am falschen Platz, er hätte schon früh in ein therapeutisches Kinderheim gemußt. Man hat zu spät erkannt, daß Oliver psychisch krank war. Als er zu uns kam, gab es die differenzierten Verfahren einer Diagnose und Hilfeplanung für fremdplazierte Kinder noch nicht.“

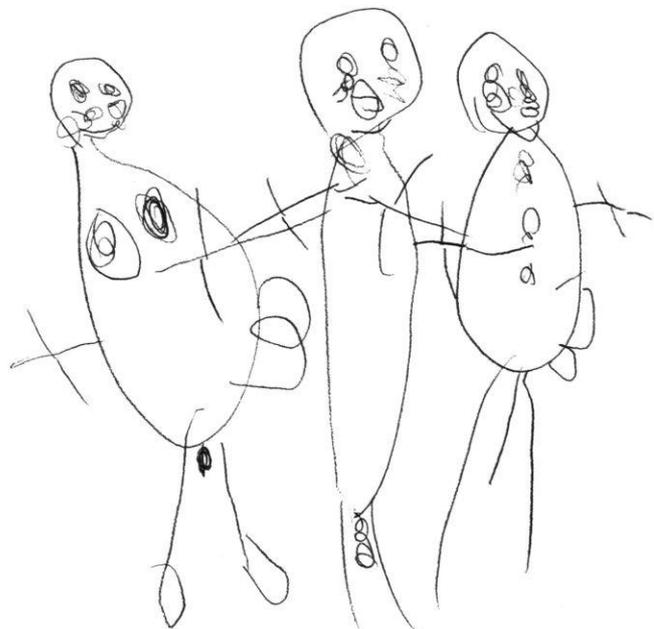
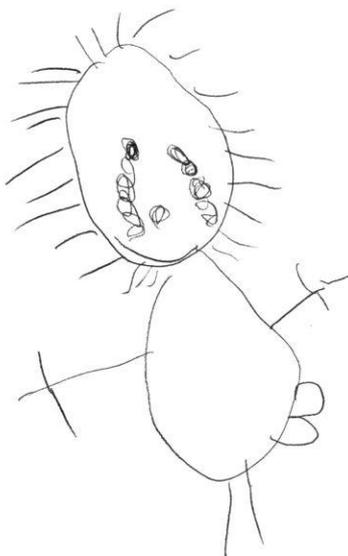
„Borderlinestruktur“ heißt die bei Jugendlichen schwer zu erkennende Krankheit, in deren Verlauf der Kranke aufgrund von Spaltungsvorgängen in seinem Ich ein großes Aggressionspotential entwickelt. Borderliner nei-

gen dazu, ein und dasselbe Objekt im blitzschnellen Wechsel zu verteufeln bzw. zu idealisieren. Über die Bedingungen, in denen die Borderline-Struktur entsteht, ob die Gründe in Veranlagung oder Umwelt liegen, gibt es bisher keine Einigkeit unter den Wissenschaftlern.

Nach diesen bruchstückhaften Eindrücken aus der Erziehungswirklichkeit des Kinderdorfes begreife ich, der Laie, Elternarbeit als eine Art Grenzgängerei im pädagogischen Alltag, wo als einziger Wegweiser ein „Sowohl-als-auch“ steht und in dem jeder einzelne Fall individuell zu behandeln ist.

Die Arbeit mit den leiblichen Eltern und deren Mitwirkung bei der Hilfeplanung ist rechtlich wie psychologisch unbestreitbar wichtig. Man wird schon allein aus diesen Gründen nicht umhin kommen, dafür konkrete und zugleich allgemeine Rahmenbedingungen und Ausführungsbestimmungen zu definieren.

Aus Gründen des Daten- und Persönlichkeitsschutzes wurden alle Namen, Orte und Altersangaben verändert und anonymisiert. Die Kinderzeichnungen stammen aus der therapeutischen Arbeit der SOS-Beratungsstellen für Kinder, Jugendliche und Eltern.



## Das Jugendamt

Otto Kastl und Christian Held sind im Erlanger Jugendamt zuständig für die sogenannte „Fremdunterbringung“ von Kindern. Beide legen großen Wert auf sinnvolle Kontakte zwischen Eltern und ihren fremduntergebrachten Kindern. Ich frage sie nach ihrer Meinung über die Elternarbeit des SOS-Kinderdorf-Vereins.

*Otto Kastl:* Anfang der achtziger Jahre war das Thema „Elternarbeit“ ein ganz anderes als heute – nicht nur von unserer Seite her betrachtet, sondern auch seitens des SOS-Kinderdorf-Vereins. Früher brachten wir im Amt mit einer Unterbringung bei SOS immer in Verbindung: Die Eltern können dann den Kontakt zum Kind quasi vergessen. Heute dagegen öffnet sich die Elternarbeit im Kinderdorf-Verein in einem Maße, daß ich als Mitarbeiter des Jugendamts in Einzelfällen sogar bremsen und sagen muß: Die Häufigkeit von Kontakten, die ihr vorschlagt, halte ich aus den und den Gründen nicht für günstig.

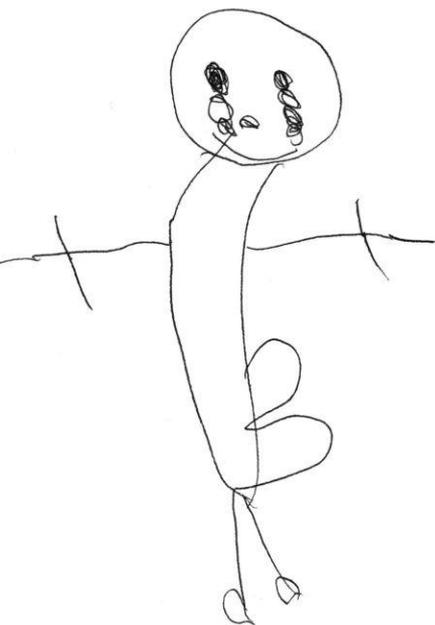
*Christian Held:* Was das Problembewußtsein bezüglich Elternarbeit angeht, meine ich allerdings, daß es ein deutliches Gefälle zwischen den Kinderdorfmüttern an der Basis und den sie begleitenden Fachdiensten gibt. Man muß den Kinderdorfmüttern natürlich zugute halten, daß sie diejenigen sind, die die belastenden Anteile der Elternarbeit im wesentlichen aushalten müssen, weil sie in dem Kontakt mit den Eltern die unmittelbar Betroffenen sind. Andererseits weiß ich, daß bei den Kinderdorfleitern bis hin zu den Referenten in München erheblich weiter entwickelte Überlegungen zum Thema „Elternarbeit“ vorliegen. Ich würde mir wünschen, daß davon noch mehr bei den Kinderdorfmüttern ankommt, weil ich befürchte, daß der Kinderdorf-Verein sich sonst mit seinem an sich sehr sinnvollen Angebot der Kinderdörfer ein wenig von der Entwicklung abkoppeln könnte.

*Christian Held:* Die generelle Entwicklung in der Heimerziehung und Vollpflege heißt mehr Rechte für die Betroffenen, mehr Einbeziehen von leiblichen Eltern, selbst wenn da ausgeprägte Mängel vorhanden sind.

*Otto Kastl:* Wir alle müssen das frühere beschützende Denken ablegen: Hoffentlich melden sich die Eltern nicht mehr, damit wir sicher sein können, daß die Kinder bis zu ihrer Volljährigkeit in unserer pädagogischen Obhut bleiben. Stattdessen müssen wir unsere Aufmerksamkeit darauf lenken, ob es nicht weit früher eine Ablösungsmöglichkeit von uns und eine Rückführung ins Elternhaus gibt. Das neue Kinder- und Jugendhilfegesetz hat da einen Schub in diese Richtung gegeben.

*Christian Held:* Das Gesetz sagt: Wenn Kinder untergebracht werden, soll das möglichst nur für einen begrenzten Zeitraum passieren. Die Zeit der Unterbringung soll und muß also genutzt werden, um die Situation der Familie zu verbessern und eine Rückkehr der Kinder in die Familie anzustreben.

Das ist natürlich ein sehr hoher Anspruch, der da im Gesetz formuliert wird. In der Praxis sehe ich hier sehr viele Lücken und Löcher. Denn bisher hat noch niemand eine Antwort darauf geben können, wer mit welchem Personal und mit welchen finanziellen Ressourcen diese Arbeit mit den leiblichen Eltern parallel zur Unterbringung der Kinder in Heimen oder Pflegestellen leisten soll. Jeder hier im Jugendamt ist übers Jahr mit vierzig bis fünfzig Fällen von Fremdunterbringung beschäftigt, da ist eine so anspruchsvolle Art der Elternarbeit kaum zu machen. □



## Die Mama und die Mutter.

### Meine zweite Kindheit in einer ganz „normalen“ Familie von Ludwig Breu



In Schwalenberg kamen wir manchmal schlecht weg. „Das sind die aus dem Kinderdorf. Die klauen und stellen nur Unsinn an.“

Als ich ins Kinderdorf kam, war ich in der ersten Zeit oft noch voller Unruhe, auch streitsüchtig und fiel im Unterricht nicht gerade angenehm auf. Auch in der Schule waren wir „die aus dem Kinderdorf“, obwohl jeder von uns, wie die Kinder im Ort, in seiner Familie lebte. Vielleicht war es auch die Lage: etwas außerhalb an den Dorfrand von Schwalenberg gebaut, vermittelt das Kinderdorf den Eindruck eines in sich geschlossenen Komplexes, der sich nicht in den Ort integrieren will.

Gegenüber den „normalen“ Kindern aus den Schwalenberger Familien fand ich es mitunter ganz toll, zur Gemeinschaft des Kinderdorfes zu gehören und so viele Freunde zu haben. Das gab mir irgendwie ein Gefühl von Stärke. Es gab aber auch Augenblicke, da war es mir wichtig, daß ich zur Familie aus Haus 4 gehörte, die ganz

„normal“ war, und nicht in eine Reihe mit den Kindern unserer Nachbarmfamilien gestellt wurde, die „ständig klauten, aggressiv waren und sowieso irgendwann auf die schiefe Bahn geraten werden“.

Ich bin verheiratet, und wir haben einen mittlerweile dreieinhalbjährigen Sohn. Von Beruf bin ich Diplompsychologe. Ich bin bis heute davon überzeugt, daß mir nichts Besseres passieren konnte, als bei Mama im Kinderdorf in Schwalenberg zu landen. Irgendwie wurde ich dort neu geboren. Es mag eigenartig klingen, aber die ersten Erinnerungen meines Lebens beginnen mit der Ankunft in Haus 4 in Schwalenberg. Ich war gerade sieben Jahre alt geworden.

Alles, was ich über meine Geschichte bis dahin weiß, über meine Eltern und über die Umstände, die mich nach Schwalenberg gebracht haben, weiß ich von Mama. Erst in der Zeit, als ich Abitur machte, interessierte ich mich einmal für meine Akte, aber auch nur, weil ich erwachsen war und Einblick nehmen konnte. Der erste Teil meiner Lebensgeschichte ist mir bis heute fremd geblieben. Ich las meine Akte damals wie eine interessante pädagogische Fallbeschreibung.

Geboren bin ich im November 1960. Meine leibliche Mutter war aus einer, wie man sagte, „fürchterlichen“ Ehe geflohen und hatte meinen Vater nur so flüchtig kennengelernt, daß nicht einmal sein Name blieb. Die Umstände waren so, daß ich nicht bei ihr leben konnte. Ich kam in verschiedene

Heime, bevor ich in der Heckscher Klinik in München landete. Durch einen Zeitungsartikel über Kinderpsychiatrie wurde der SOS-Kinderdorf-Verein auf meinen „Fall“ aufmerksam.

Spätsommer 1967. Eine lange Zugfahrt von München. Dunkel erinnere ich mich an meine Angst vor dem Unbekannten. In der Klinik hatte mir Schwester Diethard erzählt, daß im Kinderdorf alles viel kleiner sei. Vielleicht hatte ich Angst zu kurz zu kommen, etwas zu verlieren, was ich bis dahin hatte. Mein erstes Erinnerungsbild ist die Taxifahrt über die steile Straße hinauf zum Kinderdorf. Dann stehe ich vor Haus 4. Mama öffnet. Sie war damals so alt wie ich jetzt. Ich sehe sie lächeln. Ich vergesse meine Angst. Sie holt mich ins Haus: kein langer Flur, keine Station, ein richtiges Haus und gar nicht so klein wie in meiner Vorstellung. In meiner Erinnerung bin ich gleich durch das ganze Haus gelaufen und wollte alles sehen: das Bad, die Schlafräume, die Küche, alles begeisterte mich.

Hans-Peter, der mein älterer Bruder werden sollte, war damals schon da. Am nächsten Tag kamen Bärbel und Andreas an, im März 1968 Kai und Dieter. Damit war unsere Familie fast komplett. Wir waren jetzt Geschwister und sprachen auch immer von Bruder und Schwester, wenn wir Freunden oder den Lehrern von unserer Familie erzählten. Wir waren die Familie von Haus 4.

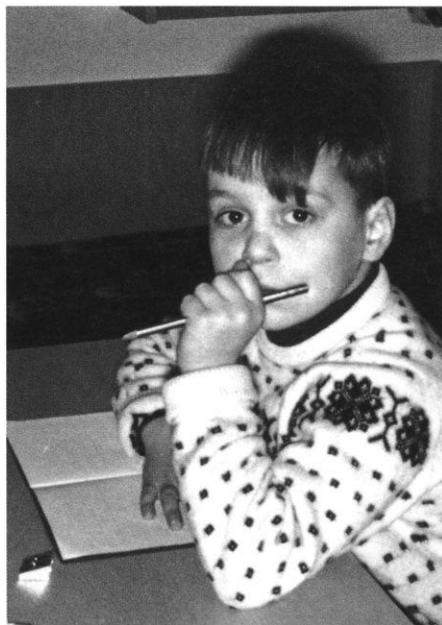
Einige Häuser des Kinderdorfes waren noch nicht ganz fertiggestellt und manche der Wege noch ungeteert. Zwischen Bauschutt und noch nicht verlegten Rohren rasten wir mit unseren Rollern im Gelände herum. Ich hatte einen kaum behämbaren Drang, alles zu erkunden, jeden Winkel mußte ich entdecken.

Unsere Mama sagte oft, daß wir jetzt eine Familie sind. Familie, was war das für einen wie mich? Meine Unruhe trieb mich ständig um und oft fiel ich hin, holte mir haufenweise Beulen und Platzwunden. Aber da war plötzlich jemand, der sich um mich sorgte, mich in den Arm nahm und tröstete: Mama. Familie, das wurde ein Ort, der mich beschützte. Zu Mama konnte ich jederzeit

kommen. Manchmal erschrak ich bei dem Gedanken, daß die Zeit in Schwalenberg zu Ende gehen könnte. Ich habe Mama schon bald geliebt, und alles, was mein Leben bis dahin bestimmt hatte, verblaßte in meiner Erinnerung. Ich wollte nicht mehr wissen, was vorher war. Ich war wichtig, ich war Mama wichtig, und ich hatte Geschwister und viele Freunde in der Nachbarschaft.

Die Grundschulzeit war so, wie Grundschulzeit eben ist, manchmal nervig, manchmal schön. Gute Noten, schlechte Noten, und jede Menge Freizeit, die wir im Wald, auf dem Fußballplatz, mit wildem Rollerfahren oder sonstwie verbrachten. Ich lebte in einer Familie und wurde langsam ruhiger. Wenn wir in der Schule wegen unserer Herkunft gehänselt wurden, tröstete uns Mama.

Zwei Jahre später kam Norbert in unsere Familie. Norbert ist mein Bruder. Im Interesse der Zusammenführung leiblicher Geschwister war er nach Schwalenberg vermittelt worden. Ohne voneinander zu wissen, hatten wir vorher schon einmal für lange Zeit im selben Kinderheim ge-



lebt. Das entdeckten wir bei einer gemeinsamen Erinnerung: unabhängig voneinander hatten wir vom Kinderheim aus den Abriß derselben Kirche verfolgt.

Mit Norbert kamen die ersten Fragen nach meiner Herkunft auf. Ich fragte mich, wie unsere Mutter es fertiggebracht hatte, uns einzeln in diesem Kinderheim zu besuchen.

Norbert hatte im Gegensatz zu mir ein konkreteres Bild von unserer Mutter im Gedächtnis.

Ich fragte Mama damals, was sie über unsere Mutter wußte. Mit siebzehn schon schwanger hat sie geheiratet und dann ein Kind nach dem anderen geboren. „Der Mann hat eure Mutter häufig geschlagen“, erzählte Mama und, daß sie hart arbeiten mußte. Irgendwann sei sie aus dieser Ehe geflohen und hätte andere Männer kennengelernt. Dabei wäre sie vom Regen in die Traufe gekommen, jedes Mal wieder ausgenutzt worden, und das sei so immer weiter gegangen.

Mama vermittelte mir das Bild einer Frau, die keine Chance hatte, aus ihrem Schicksal auszubrechen, auch wenn sie es gewollt hätte. Das Bild meiner Mutter blieb für mich nur ein Bild, das in mir weder Haß noch sonst eine Gefühlsregung hervorrief. Mama hat immer wieder versucht, bei mir die lebendige Vorstellung einer Person wachzurufen, aber irgendetwas in mir hat sich wohl dagegen gestraut. Ich interessierte mich stattdessen viel mehr für die Verhältnisse, aus denen meine Geschwister und die Freunde aus den Nachbarfamilien kamen. Deren Geschichten fand ich ungleich schlimmer und schwieriger als meine.

Irgendwann kam meine Mutter zu Besuch ins Kinderdorf. Ich erinnere mich daran nur sehr verschwommen. Mama hat sich lange mit ihr unterhalten und hat mir dann erzählt, daß meine Mutter eine kluge und warme Frau ist, die sich darüber freuen würde, daß ich im Kinderdorf sei und es mir dort gut gehe. In meiner Erinnerung war ich mit dieser Erklärung zufrieden. Erst später erzählte mir Mama, daß ich nach dem Besuch der Mutter eine Zeit sehr



verwirrt gewesen sei. Einmal hätte ich sogar ihre Mutter, die uns besuchte, körperlich angesprungen und mit der Frage bedrängt, ob sie meine richtige Mutter sei. Ich selber kann mich daran nicht erinnern. Ich erinnere nur, daß unsere leibliche Mutter für Norbert mehr als ein Bild war. Er hat sie in späteren Jahren auch häufiger in ihrer Wohnung besucht, aber nie viel von diesen Begegnungen berichtet.

Erst viel später erzählte mir Mama, daß meine Mutter damals die Möglichkeit gehabt hätte, das Sorgerecht für uns einzuklagen.

Ich habe während meiner Zeit im Kinderdorf zweimal erlebt, daß Kinder aus Nachbarfamilien wieder zu ihren leiblichen Eltern zurück „durften“. Mir machte das ein mulmiges Gefühl, auch weil ich wußte, daß sie in schlechtere soziale Verhältnisse zurückkamen. Ich wollte nie meine Familie im Kinderdorf aufgeben müssen. Ich war überzeugt, für mich damit das große Los, mein Glück gezogen zu haben.

1971 kam Natascha. Jetzt war unsere Familie sozusagen komplett. Natascha war mit ihrem halben Jahr für mich wieder eine Bestätigung, daß wir eine ganz „normale“ Familie sind. Sie war unser neugeborenes Schwesterchen. Mama hatte jetzt noch mehr zu tun, der Säugling brauchte ihre Aufmerksamkeit und Zuwendung. Wie in einer „normalen“ Familie stand sie oft am Rande ihrer Belastbarkeit.

Einer meiner Grundschullehrer war der unumstößlichen Ansicht, daß ich wegen meiner Verhaltensauffälligkeiten allenfalls für die Sonderschule taugte. Bis auf den Direktor der Grundschule war das wohl auch mehr oder weniger die Meinung der anderen Lehrer. Mama aber hat das bezweifelt, sie glaubte fest daran, daß ich das Gymnasium schaffe und hat alles dafür in Bewegung gesetzt. Sie ließ mit mir psychologische Tests machen, führte lange Gespräche mit den Padres des Missionsgymnasiums, holte sich die Unterstützung des Grundschuldirektors und hat erreicht, daß ich aufgenommen wurde. Allen Unkenrufen zum Trotz habe ich mir in der neuen Schule nur anfangs schwer

getan. Die alte Unruhe tauchte wieder auf, aber mit der Zeit wurde ich ein „normaler“, nicht einmal schlechter Schüler.

Als Norbert und Hans-Peter das Haus 4 verließen, um in einem Jugendheim weiter betreut zu werden, wurde mir schmerzlich bewußt, daß ich doch nicht in einer „normalen“ Familie lebte. Irgendwann müßte auch ich dieses Haus verlassen. Obwohl das noch gar nicht anstand – ich war damals gerade erst vierzehn geworden – hatte ich bereits Angst davor. Die Vorstellung, daß damit für mich die Familie beendet sein würde, enttäuschte mich schon jetzt. Norbert und Hans-Peter waren siebzehn, als sie ins Jugendhaus kamen. In drei Jahren müßte auch ich gehen, das war nicht mehr so weit entfernt. Ich hatte auch gehört, daß es für viele Jugendliche schwer war, sich im Jugendhaus einzuleben, sich dort wohlzufühlen, daß viele Zuflucht zu Drogen nahmen. Obwohl mir Mama damals versicherte, daß ich bestimmt meine Schulzeit in der Familie beenden könnte, war ich in hohem Maße beunruhigt. Die zeitliche Begrenztheit unserer Familie bedrohte mich, und ich verglich sie neidisch mit den anderen, den „normalen“ Familien. Mir wurde mit einemmal klar, daß nach mir andere Kinder kommen, die im Haus 4 leben würden. Es gäbe dann nicht mehr *mein* Zimmer, in dem *ich* aufgewachsen war, in dem ich Sachen von *mir* zurücklassen könnte. Das Zimmer mit meiner Geschichte, in das ich mir wünschte, jederzeit zurückkommen zu können, würde nach mir von einem fremden Kind bewohnt. Den ganz persönlichen und konkreten Ort meiner inneren Heimat gäbe es dann nicht mehr.

Plötzlich wollte ich unbedingt wissen, wer mein Vater war. Jetzt fand ich es zum ersten Mal schlimm, daß meine Mutter seine Identität verschwiegen hatte. Er war ein „Unbekannt“, also war auch meine frühe Kindheit kein Ort, kein irgendetwas, mit dem ich verwurzelt war. Unbekannt. Ich war gekränkt, fühlte mich einsam, beleidigt, war wütend und verunsichert.

Als Markus neu in die Familie kam, bestätigte das für mich, daß sich über kurz oder lang die von mir so tief und als einmalig empfundene Familie auflösen würde. Wenn ich gehe, dachte ich, rücken einfach andere Kinder nach. Es schien mir alles so

egal, so beliebig und „meine Familie“ nur wie eine Durchgangsstation. Ich wollte alles, auch die Schule hinschmeißen. Ich las damals viel. Die einsamen Helden waren mir nah, in den großen tragischen Dramen fühlte ich mich zu Hause.

Heute weiß ich, daß damals – unabhängig von meinem persönlichen Leid – die pädagogische Konzeption neu überdacht worden ist, und als Mama mir irgendwann klarmachen konnte, daß ich so lange in der Familie bleiben darf, wie es für mich nötig sei, fiel mir ein großer lastender Stein von der Seele.

Im Nachhinein stehe ich bewundernd vor der Kraft und der Zähigkeit meiner Mama, mit der sie all diese Schwierigkeiten gemeistert hat und mir die Mutter geblieben ist, auf die ich bis heute zählen kann. Auch ihre freundlich nüchterne Art, wie sie damals mit meiner leiblichen Mutter und meiner scheinbaren Nichtbeziehung zu ihr umgegangen ist, scheint mir heute – und nicht nur als Diplompsychologin – von großer Wichtigkeit für meine Entwicklung gewesen zu sein. Meine Kinderdorfmutters verfügt über eine pädagogische Qualität, die man sich – wie ich glaube – nicht durch Studien aneignen kann, sondern die Ausdruck ihrer ganz persönlichen Lebens- und Geisteshaltung ist. Es ist die Liebe. So einfach ist das und so schwierig. Anders kann ich nicht erklären, wie sie es geschafft hat, so unterschiedliche Persönlichkeiten mit so verschiedenen Lebensbiographien zu einer Familie zu verbinden. □

## Pflegekinder suchen Geborgenheit:

### Herkunftsfamilie – Pflegefamilie, ein Spannungsfeld

von Irmela Wiemann



*Irmela Wiemann, Jahrgang 1942, Diplom-Psychologin und Familientherapeutin, arbeitet in einer Kind-Jugend-Eltern-Beratungsstelle der Stadt Frankfurt/Main. Darüber hinaus hat sie sich in ihrer psychologischen Praxis auf die Beratung und Therapie von Pflege-, Adoptiv- und Herkunftsfamilien spezialisiert.*

*Vierzehn SOS-Kinderdorfmütter, die seit sechs Jahren eine Pflegefamilie haben, trafen vom 1.- 5. März 1993 zum Austausch mit ihrer Fachreferentin, Dipl. Psych. Eva Brendel, in Rieneck zusammen und arbeiteten dort drei Tage mit der Frankfurter Expertin Irmela Wiemann an Fragen zur Elternarbeit. Die Teilnehmerinnen kannten sich aus der vereinseigenen Fachschule oder aus gemeinsamen SOS-Seminaren; zwischen ihnen bestand ein vertrauensvolles Verhältnis, das ein Lernen anhand eigener Praxisbeispiele und über Selbsterfahrungsprozesse zuließ.*

*Irmela Wiemann brachte für „SOS-Dialog“ ihr Seminarkonzept „Elternarbeit“ zu Papier:*

Um die gesellschaftliche, soziale und psychische Situation der beiden Familien eines Pflegekindes aufzuzeigen, ließ ich zum Einstieg in das Seminar in Rieneck die Teilnehmerinnen eine symbolische Szene wie in einem kurzen Theaterstück aufbauen. Diese Methode lehnt sich an die in der systemischen Familientherapie angewandten (non-verbalen) Familienskulpturen an und enthält Psychodramaelemente. Die Rollenspieler/innen bekommen eine bestimmte Position im Raum, nehmen eine bestimmte Körperhaltung ein und sprechen ein bis zwei Sätze, die eine zentrale Aussage zum Beziehungs- bzw. sozialen Geschehen beinhalten. So erfaßten wir die Situation durch das Rollenspiel zunächst auf der emotionalen Ebene, trugen dann Konfliktursachen und wichtige Informationen zu dem Familiengeschehen zusammen und bauten zum Schluß die Szene so um, daß für alle Beteiligten, vor allem aber für das Kind, eine entspanntere, zufriedenere Situation entstand.

#### Zur Vorgeschichte

*Beschreibung der Ausgangssituation für die Rollenspieler/innen*

Maja (acht Jahre) und Dennis (fünf Jahre) lebten fünfeinhalb Jahre bei ihrer leiblichen, alkoholabhängigen Mutter. Als Maja vier war, kam der Vater ins Gefängnis. Danach ging es „bergab“. Die Mutter kümmerte sich immer weniger um die Kinder. Die „Große“ versorgte Dennis. Schließlich entzog man der Mutter das Aufenthaltsbestimmungsrecht und brachte die Kinder in ein Heim. Daraufhin verschwand die Mutter. Nach einem viermonatigen Heimaufenthalt kamen die Kinder zur Familie Schenk. Frau Schenk durfte nach ihrem Sohn Andreas, der heute zehn Jahre alt ist, aus gesundheitlichen Gründen keine weiteren Kinder bekommen. Herr und Frau Schenk wollten deshalb ursprünglich noch ein Kind adoptieren, waren aber auch bereit, Pflegeeltern für Maja und Dennis zu werden.

Nach einigen Wochen „Sonnenschein“ wird Maja schwierig. Sie fängt an zu schwindeln, ist in der Schule unkonzentriert, stört und ärgert andere Kinder, läuft aus dem Unterricht fort, verschlampt ihre Schulsachen. Zu Hause sucht sie ständig Streit mit Andreas.

Nach einem halben Jahr taucht die Mutter von Maja und Dennis wieder auf und beantragt eine Besuchsregelung. Einmal im Monat holt sie die Kinder ab. Nach diesen Besuchen ist Maja besonders unerträglich, knallt Türen, schwänzt die Schule und streunt. Dennis reagiert auf die Besuche der Mutter anders, er kommt nachts und will dann im Bett der Pflegeeltern schlafen.

## Das Rollenspiel

### *Die emotionale Situation der Beteiligten*

*Leibliche Mutter:* Ich bin eine Schlampe. Und meine Kinder hat man mir weggenommen.

*Leiblicher Vater:* Ich bin im Knast und meine Frau ist an allem schuld.

*Mutter der Mutter:* Man gibt seine Kinder nicht zu fremden Leuten.

*Lehrerin:* Maja hat gestohlen.

*Andreas:* Maja nervt.

*Nachbarin:* Wollen Sie wissen, was Maja wieder gemacht hat?

*Pflegemutter:* Ich finde keinen Zugang zu ihr, bei Dennis ist das anders.

*Pflegevater:* Du nimmst das alles viel zu tragisch. Nur die Besuche der Mutter, die verkraften die Kinder nicht.

*Maja:* Am liebsten bin ich draußen spielen.

*Dennis:* Maja, hör doch endlich auf, immer so schlimme Sachen zu machen!

*Vater des Pflegevaters:* Warum laßt ihr sie immer wieder zu dem Pack?

*Mutter der Pflegemutter:* Ihr verlangt auch zu viel von dem Kind.

*Bruder der Pflegemutter:* Maja kommt eben auf ihre Mutter heraus.

*Sozialarbeiterin:* Maja hatte es sehr schwer. Sie braucht viel Geduld.

*Sozialarbeiterin des Allgemeinen Sozialdienstes ASD (zur Mutter):*

Wenn Sie sich stabilisieren, können Sie die Kinder wiederhaben.

## Die Konfliktursachen

### *Widersprüche auf der professionellen Ebene*

Bei der Inpflegegabe war die Klärung über die zukünftige Beziehung der Kinder mit der Mutter nicht möglich. Der Pflegekinderdienst wählte für Maja und Dennis ehemalige Adoptionsbewerber, die aber nicht auf die Zusammenarbeit mit der Mutter vorbereitet waren. Anders die Sozialarbeiterin des ASD, sie hielt die Rückführung der Kinder für denkbar, wenn die Mutter sich stabilisiere; doch der Zeitraum, die Hilfen und die Bedingungen dafür blieben unklar.

### *Maja, ein früh verletztes, depriviertes Kind*

Schenks hatten keine Vorstellung davon, was es heißt, mit einem verletzten, seelisch abgekapselten Kind zu leben. Aufgrund der frühen Entbehrungen und Verluste hatte Maja bereits im Alter von sechs Jahren einen hohen Grad an Autonomie und tiefes Mißtrauen in menschliche Bindungen entwickelt.

### *Früher Elternersatz – jetzt Kindrolle*

Majas fester Bezugspunkt war Dennis. Sie sorgte schon früh für ihr Geschwisterchen. Die beiden Kinder bildeten in der Herkunftsfamilie eine Notgemeinschaft. Bei Schenks soll Maja Kind sein. In ihren „erwachsenen“ Überlebensfähigkeiten und als Ersatzmutter für Dennis wird sie jetzt nicht mehr gebraucht.

### *Dennis, ein nicht so verletztes Kind*

Durch die innige Geschwistergemeinschaft hatte Dennis trotz Trennungen wenigstens einen Menschen, der immer für ihn dagewesen war: die Schwester. Dazu jünger, war er viel eher bereit, sich an die neuen Menschen in der Familie anzuschließen.

### *Ungeklärte Perspektive und Loyalitätskonflikte*

Während Dennis seine Bindung auf die Pflegeeltern übertragen hatte, war Maja teilweise einsam geblieben. Ingeheim trauert sie wegen der Trennung von der Mutter. Sie fühlt sich mitschuldig am Scheitern der Mutter. Sie wünscht, zu ihr zurück zu können. Doch von der Mutter bekommt sie unklare Botschaften. Auch daß Dennis nicht mehr zur Mutter zurück will, bringt sie durcheinander. Das Wiederauftauchen der Mutter tat Maja seelisch gut: Sie war stolz, daß die Mutter sie nicht für immer vergessen hatte. Aber ihre Freude über die Besuche der Mutter kann Maja nicht zeigen, da sie die neuen Eltern damit verletzen würde. Da die Pflegeeltern Angst haben, die Kinder an die Mutter zu verlieren, „verkraften“ die Kinder die Besuche noch schlechter, sie fühlen sich zerrissen.

### *Die ungeklärte Situation der leiblichen Mutter*

Sie denkt: Hätte sie selbst solche Pflegeeltern gehabt und dieses Angebot an Geborgenheit, wäre sie heute nicht so „fertig“. Zugleich fühlt sie sich schuldig und von dieser „besseren“

Familie abgelehnt. Den Anspruch der Sozialarbeiterin, sie müsse sich stabilisieren, empfindet sie als Überforderung. Schuld- und Minderwertigkeitsgefühle plagten sie gleichermaßen.

### *Der Identitätskonflikt*

Die Worte des Pflegegroßvaters, der vom „Pack“ redet, haben sich in die Seele der Kinder eingegraben. Sie kommen ja aus dieser Welt des bösen „Packs“. Ist Maja nicht deshalb oft so „schlecht“, weil sie wie ihre Mutter ist? Muß sie nicht immer wieder stehlen, weil sie ein Kind ihres Vaters ist, der im Gefängnis sitzt?

Das Selbstwertgefühl und die Identität von Pflegekindern wird stark davon bestimmt, was die Pflegefamilie und ihr soziales Umfeld über die „abgebende“ Familie denken. Die Kinder spüren deutlich, daß sie Eltern haben, die in der neuen gesellschaftlichen Umgebung „geächtet“ sind.

Hinzu kommt, daß Schenks einen „richtigen“ Sohn haben, Andreas. Pflegekinder fühlen sich oft als Kinder zweiter Klasse.

### *Ursachen in der Dynamik der Pflegefamilie*

Eine Ursache für die mangelnde Solidarität zwischen Pflegemutter und Pflegevater kann sein, daß Schenks nach Andreas' Geburt die Bedeutung der künftigen Kinderlosigkeit für ihre Partnerbeziehung emotional nicht oder ungenügend geklärt haben.

Auch die Generationsgrenzen sind nicht klar gesetzt. So wird der Pflegemutter von ihrer eigenen Mutter die elterliche Kompetenz abgesprochen. Kinder merken, wenn ihre Eltern sich von den eigenen Eltern schwächen lassen.

Die Grenze zwischen den Eltern einerseits und Andreas und Dennis andererseits ist zu wenig ausgeprägt. Nicht der Pflegevater steht der Pflegemutter am nächsten, sondern Sohn und Pflegesohn.

Der leibliche Sohn Andreas hat ebenfalls psychisch viel zu leisten, seit seine Eltern zwei „fremde“ Kinder aufgenommen haben. Er war Einzelkind und muß nun teilen. Daß seine Mutter wegen Maja kaum mehr Kraft für ihn übrig hat, belastet ihn.

## **Auswege aus der Krise** *Klärung und Perspektive*

Was bei der Weichenstellung versäumt wurde, muß nachgeholt werden. Die beiden Sozialarbeiterinnen müssen zusammen mit den Betroffenen eine neue Hilfeplanung vornehmen.

### *Unterschiedliche Lebensplanung für Dennis und Maja?*

Unser Beispiel enthält einen verschärften Konflikt, da die Perspektiven der beiden Kinder aufgrund ihres Lebensalters und ihrer Bindungsbereitschaft unterschiedlich sind. Dennis hat in den zweieinhalb Jahren seine neue Familie angenommen. Vorausgesetzt, die Mutter ändert sich, wäre die Rückführung für ihn ein zweiter totaler Beziehungsabbruch. Er könnte sich auf seine Mutter nicht mehr einlassen wie auf die Pflegeeltern.

Für Maja wäre eine Rückführung die Fortsetzung der alten Bindung. Es wäre denkbar, nur Maja zurück zur Mutter zu geben. Doch die Kinder haben eine enge Geschwisterbeziehung, die nicht getrennt werden sollte. Dennis würde der Verlust der Schwester nicht nur schwer treffen, sondern er geriete auch in einen Loyalitätskonflikt zwischen beiden Familien. Möglicherweise würde er jetzt in der Pflegefamilie die Negativrolle übernehmen.

### *Wie es Maja und Dennis gut gehen kann*

Die reale Perspektive ist der Verbleib der Kinder bei den Schenks. Das muß für alle offen ausgesprochen und vereinbart werden. Die Mutter braucht die Hilfe ihrer Sozialarbeiterin für diesen Schritt. Schenks und die Kinder brauchen die Zusicherung der Mutter, daß die Kinder in der Pflegefamilie bleiben.

### *Maja: Entbindung von ihrer Mutter*

Obwohl es für Maja schmerzlich sein wird, benötigt sie die klare Botschaft der Mutter, daß sie nicht bei ihr leben kann. Erst dann wird sie aus dem Loyalitätskonflikt befreit und kann sich ein bißchen mehr auf Schenks einlassen.

### *Bindungen bewahren durch Besuchskontakte*

Es ist für beide Kinder wichtig, von ihrer Mutter weiterhin besucht zu werden. Diese Bindung wieder abzubauen, wäre für Maja ein großer Verlust, der sie noch tiefer in Mißtrauen ge-

genüber neuen Menschen stürzen würde. Nur wer alte Bindung bewahren darf, kann auf neue Menschen Bindung übertragen. Aber bei Besuchen wird auch der Schmerz angerührt, von diesen Eltern fortgegeben worden zu sein. Dieser Schmerz gehört zum Leben aller Kinder, die ihre Familien verlassen mußten. Man kann ihn nicht ungeschehen machen. Er ist für Kinder zu bewältigen, wenn die Pflegeeltern die Kinder nach den Besuchen der leiblichen Angehörigen trösten.

### *Emotionale Aussöhnung zwischen Pflegefamilie und Herkunftsfamilie*

Maja und Dennis können sich bei Schenks wohlfühlen, wenn diese sich zur Zusammenarbeit mit der leiblichen Familie entschließen.

### *Entlastung von der Negatividentität*

Von ihren Eltern verlassene Kinder brauchen Erklärungen und Hilfen, weshalb ihre Eltern nicht für sie sorgen konnten. Bleibt es dabei, daß ihre Eltern als Versager, Störer, Kriminelle, „Pack“ bezeichnet werden, dann werden die Kinder sich ebenfalls abwerten. Eine Entlastung für „fremdplazierte“, selbst für mißhandelte Kinder ist, wenn ihnen gesagt wird, daß ihre Eltern nicht schon als Kind schlecht oder böse waren, daß sie nie gelernt haben, wie man auf Kinder aufpaßt, oder ihnen nicht weh tut.

### *Ertragen und Erlernen von Autonomie*

Pflegeeltern dürfen die Beziehungen zu Pflegekindern nicht mit der zum leiblichen Kind vergleichen. Es wird Phasen geben, in denen die Pflegeeltern Zugang zu Maja finden und Phasen, in denen sie sich wieder verweigert. Die seelischen Wechselbäder ihrer frühen Jahre überträgt sie auf neue Beziehungen. Nach Phasen der Ausgeglichenheit wird Maja wieder Konflikte inszenieren, auch um zu prüfen, ob die neue Familie „trotzdem“ zu ihr hält.

Auch die Beziehungen zu Andreas und Dennis müssen eine Öffnung erfahren, damit Maja ihren Platz bekommt. Es geht um mehr Autonomie in den Beziehungen; dies „auszuhalten“ gelingt nur, wenn Schenks auf Paar- und Elternebene im Dialog bleiben. Kinder wollen nicht die einzige emotionale Energiequelle für Erwachsene sein.

## *Abgrenzung zwischen den Generationen*

Ist Autonomie erst erlaubt, können Schenks sich auch von dem Einfluß ihrer eigenen Eltern ein Stück befreien. Aus diesem Zugewinn an Autonomie entsteht die Kraft, bei Freunden, in der Nachbarschaft und Schule Solidarität einzufordern, und, wo sie diese nicht bekommen, sich abzugrenzen und abzulösen.

## **Schlußbemerkung**

In jedem System Pflegefamilie-Herkunftsfamilie gibt es Möglichkeiten, das Spannungsfeld abzumildern oder gar nicht erst entstehen zu lassen. Hierzu brauchen Jugendamtsmitarbeiter/innen Rahmenbedingungen: Personelle Kapazitäten und Zeit in der Planungs- und Klärungsphase, Fortbildung, Pflegeelternschulung, Praxisberatung.

Schmerzfreie Wege gibt es nicht, so sehr sich auch alle, die in diesem Bereich arbeiten, danach sehnen. Geborgenheit erfahren Pflegekinder dann, wenn sie sich bei klarer Perspektive (dauerhafte Zugehörigkeit oder Rückführung, Kind auf Zeit) ihren Pflege- und Herkunftsfamilien in dem Maß zugehörig fühlen dürfen, wie es ihrer Lebenswirklichkeit entspricht. Geborgenheit ist nur echt, wenn Pflegekinder dafür nicht den Preis zahlen müssen, ihre Herkunftsfamilie, ihre Identität auszublenden oder abzulehnen. Dauerpflegekinder sind dann am meisten geborgen, wenn sie Hilfe von ihrer neuen Familie erhalten, ihre Lebenssituation mit der alten Familie konstruktiv zu bewältigen.

Die Fachreferentin für Kinderdorfmütter, Eva Brendel, zog aus dem Seminar, dem Rollenspiel und den Fallbeispielen das Fazit, daß Elternarbeit für Kinderdorfmütter sehr schwierig wird, wenn:

- sie in die Rolle der „Lastenträgerin“ von allseits unklaren Haltungen geraten;
- Jugendamtsmitarbeitende oder Richter klare Stellungnahmen zu den Perspektiven für die Kinder umgehen, um sich den Debatten mit Eltern nicht auszusetzen;
- ein beschützender Rahmen mit kontrollierbaren Kontakten nötig wäre, aber nicht gewährleistet ist, obwohl bei Müttern bzw. Vätern Gewalttaten im Hintergrund stehen.

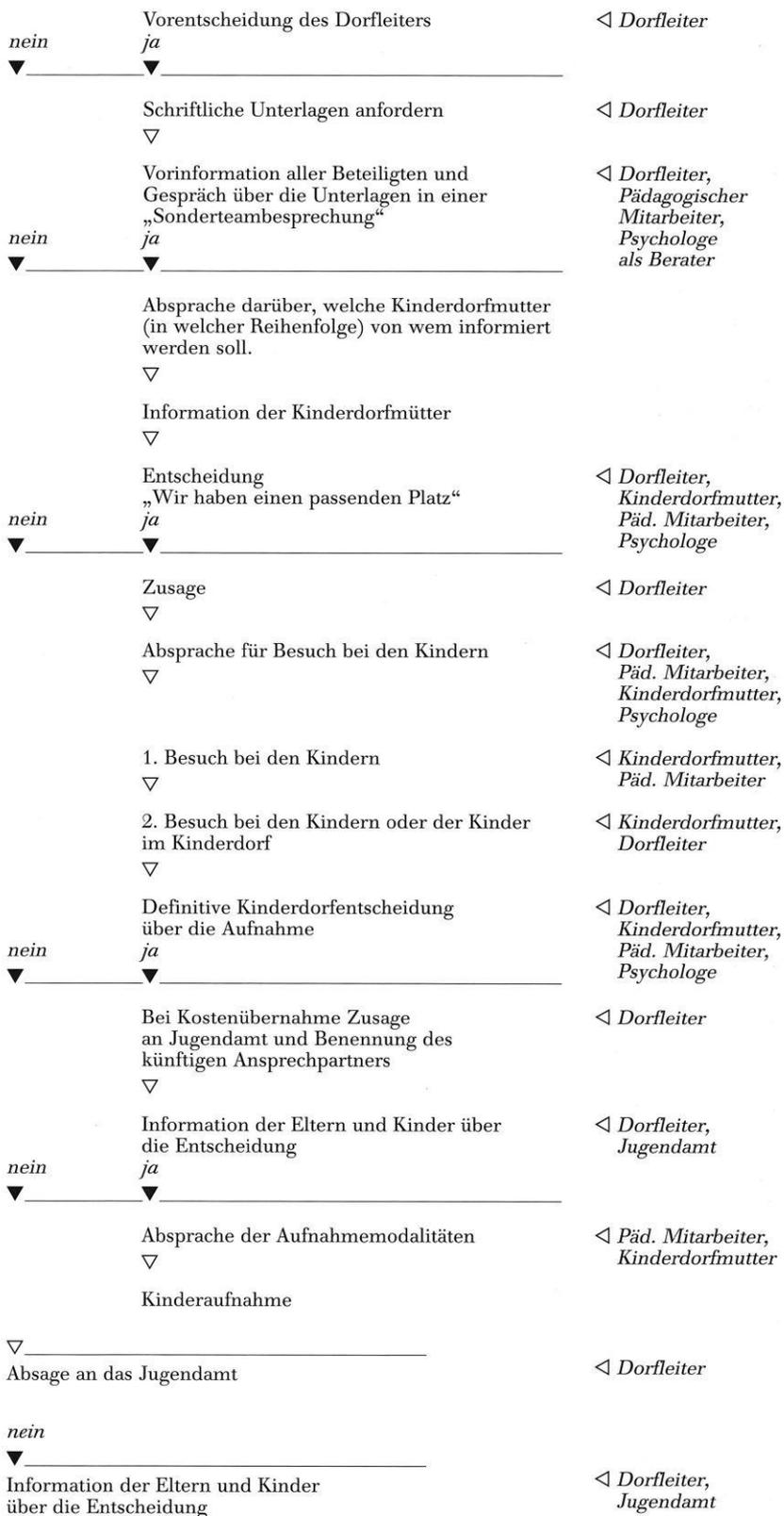
„Das Seminar wird Nachwirkungen haben“, sagten etliche Teilnehmerinnen, „und es wäre auch für unsere Pädagogischen Mitarbeiter wichtig.“ Noch zu Beginn des Seminars vertraten die meisten Teilnehmerinnen die Haltung: „Wir stellen uns der Elternarbeit, wenn sie sich aufdrängt, sind aber ganz zufrieden, wenn sie uns erspart bleibt!“ Das Seminar hat sie motiviert, die Spuren verschollener Elternpaare bzw. -teile aufzunehmen oder den Fällen nachzugehen, wo der Kontakt zu den Kindern plötzlich abgebrochen wurde.

Das subjektive Erleben der Rolle von Randgruppeneltern hat die Teilnehmerinnen beeindruckt und ihnen deren Probleme nähergebracht. Sie spürten im Rollenspiel, wie schwer es solchen Eltern fällt, ihre verbrieften Rechte zum Besuch ihrer Kinder bei Jugendamts- oder Kinderdorfkollegen einzufordern. Die Teilnehmerinnen verließen das Seminar mit dem Vorsatz: „Wir Kinderdorfmütter müssen und wollen solchen Eltern vom Dorf aus Brücken bauen und dürfen das den Kindern nicht alleine überlassen.“ □

## Ablaufschema über die Aufnahme von Pflegekindern in einem SOS-Kinderdorf

Es besteht Klarheit (klare Absprache mit allen Beteiligten) über die Anzahl der freien Plätze in aufnahmebereiten Kinderdorffamilien

Es gibt eine mündliche Anfrage durch das Jugendamt





*Wolfgang Graßl, Sozial- und Diplompädagoge, Familientherapeut, Mitte 30, seit 12 Jahren berufstätig. SOS-Fachreferent. 1989 wechselte Wolfgang Graßl aus der Leitung einer heilpädagogischen Kinder- und Jugendtagesstätte in Bamberg zur Geschäftsstelle des SOS-Kinderdorf e.V. in München, um als interner Organisations- und Praxisberater für SOS-Jugendeinrichtungen tätig zu werden.*

Sechzehn SOS-Einrichtungen, an die acht Projekte angeschlossen sind, fallen in sein Ressort: Jugendwohn- gemeinschaften, Jugendhäuser, aus- senbetreute Wohngruppen, Projekte des betreuten Einzelwohnens, Bera- tungsstellen und ein sozialpädagogisch orientiertes Berufsausbildungszen- trum. „Seine“ SOS-Teams arbeiten zwischen Wilhelmshaven und Erding bei München, zwischen Saarbrücken und Gera in Thüringen. Der Fach- referent Graßl reist beruflich rund 25.000 Kilometer im Jahr.

Zwanzig Arbeitswochen jährlich ist der Fachreferent im sogenannten Außendienst. Die Anliegen, Ideen und Probleme der einzelnen Teams beschäftigen ihn nicht nur vor Ort, sondern auch an seinem Schreibtisch in München. Wolfgang Graßl wirkt trotzdem selten gestreßt. Sein Credo als Berater: „Ich kann den Kolle- ginnen und Kollegen Anstöße zu Ent- wicklungen und Veränderungen geben. Ich kann Chancen und Ge- fahren bei dem aufzeigen, was sie vorhaben. Aber ich kann nicht erset- zen, was sie nicht tun und in dem Sinne nichts besser machen als sie. Ich muß mich hüten, den Mitarbeiter oder Leiter spielen zu wollen, wenn ich in einer Einrichtung bin. In meiner Funktion muß man Freude daran haben, ein Berater zu sein, die Dinge gemeinsam zu bedenken statt zu bestimmen, Prozesse zu begleiten und andere die Ziele erreichen zu lassen. Man muß genießen können, daß man immer wieder überflüssig wird.“

Als Fachmann, der von außen kommt und zudem die Interna vieler SOS-Jugendprojekte aus eigener An- schauung kennt, verfügt er über einen anderen Blickwinkel als die Jugend- pädagogen. Er bringt in die Aus- einandersetzung der einzelnen Teams Vergleichsdaten und Erfahrungen von anderswo ein. Zu seinen Aufgaben gehört auch, Teamentwicklungen kritisch anzusprechen, die auf „Dienst nach Vorschrift“ oder auf den „Burnout“ von Mitarbeitenden hin- auslaufen. Sein Job ist es, im Interesse der betreuten Jugendlichen Partei zu ergreifen und dem Team zu helfen, Klarheiten zu schaffen. Die Teams sind alle von der Notwendigkeit dieses korrektiven Teils seiner Arbeit

überzeugt, auch wenn solche Prozesse nicht immer von eitel Sonnenschein begleitet sind.

Ist Wolfgang Graßl im pädagogischen Fachbereich der SOS-Geschäftsstelle in München, sitzt er in seinem kleinen Büro an seinem Schreibtisch, der von Papieren überquillt. Sein PC ist stän- dig in Betrieb, sein Ohr fast immer am Hörer des Telefons. Vorbereitung, Nachbereitung, Tagungen, Berichte, Besprechungen, telefonische Ad-hoc- Beratungen – ein vielschichtiges Arbeitsfeld, das große Beweglichkeit erfordert.

Bundesweit begleitet dieser Fach- bereich die pädagogisch-psycholo- gische Arbeit von rund achtzig Ver- einsprojekten. Geleitet wird er vom Geistes- und Erziehungswissenschaft- ler Dr. Volker Then, der gleichzeitig geschäftsführendes Mitglied des Vorstandes ist. Im Fachbereich gibt es mehrere Stabsabteilungen und neben Wolfgang Graßl sechs andere Fach- referentinnen und -referenten. Man könnte sie als verschworene Gemein- schaft von „Selbstläufern“ bezeichnen, die zwar bestimmte Arbeitsansätze gemeinsam haben, deren Einbindung in ein Team aber je nach Projekt- einsatz wechselt.

Nach der Fachbereichsordnung ist der Referent Partner für die Leiterinnen und Leiter von SOS-Einrichtungen in fachaufsichtlichen Belangen. In Um- bruch- und Konfliktsituationen und auch für pädagogisch-psychologische Fragen ist er – gebunden an die Schweigepflicht eines Beraters – für *alle* Mitarbeitenden der vertrauliche Ansprechpartner.

Werden konzeptionelle Verände- rungen, Aufgabenerweiterungen oder Neuplanungen ins Auge gefaßt, ist es Aufgabe des Referenten, die erforder- lichen Erhebungen zusammen mit dem jeweiligen Team zu erstellen.

Im Verhältnis zur Geschäftsführung ist jeder Fachreferent für „seine“ Projekte der Vermittler zwischen den Prioritäten der Pädagogik und der Administration. Zum Beispiel koope- riert er bei Bauplanungen, Stellen- beschreibungen und Budgetfragen eng mit den Experten der Fachbereiche

für Personal und Finanzen. Er erarbeitet mit ihnen die Gutachten, Rahmenkonzepte und Beschlußvordränge für den Vorstand.

In einem so vielfältigen Arbeitsprogramm liegt aber auch die Gefahr der Verzettelung. Um der zu begegnen, setzen die Fachreferenten jährlich einen thematischen Schwerpunkt für die ca. zweimal jährlich stattfindenden „Regelbesuche“ ihrer Einrichtungen. Das „Jahresthema“ von Wolfgang Graßl war 1992 die Arbeit mit Eltern und Angehörigen in den SOS-Jugend-einrichtungen.

Mit Hilfe von Fragebögen und Interviews trug er Daten aus sechzehn SOS-Jugendprojekten zusammen, die rund 120 Jugendliche betreuen. Damit erfaßte er etwa die Hälfte der im SOS-Kinderdorf e.V. betriebenen Jugendwohngemeinschaften, Jugendhäuser und Wohngruppen. Graßls Resümee: „Elternarbeit als Anspruch von Sozialpädagogen existierte immer schon. Daß man aber aktiv auf die Angehörigen zugeht und sich fachliche Ansätze für die Arbeit mit ihnen aneignet, ist eine neuere und sehr gute Entwicklung.“

Die Ergebnisse seiner Bestandsaufnahme waren teilweise deprimierend: Nur jeder fünfte Jugendliche erlebt die Beziehung zu Vater oder Mutter positiv. Fast die Hälfte der Jugendlichen hat jeden Kontakt abgebrochen, mehr als ein Drittel findet das Verhältnis problematisch, wobei die Mütter in der Bewertung der jungen Menschen besser als die Väter abschneiden. Wenn überhaupt Kontakte da sind, dann meist übers Telefon, selten über Briefe. Kommt es zu persönlichen Treffen, besuchen eher die Jugendlichen ihre Eltern als umgekehrt.

Bislang kommen die Mitarbeiter der Jugendeinrichtungen mit fast der Hälfte aller Eltern nur formal in Berührung, zum Beispiel im Rahmen des Aufnahmeverfahrens. In jedem vierten Fall arbeiten sie allerdings mit einer wichtigen Bezugsperson, das heißt mit Gleichaltrigen oder Angehörigen, intensiv zusammen. Gezielt suchen die Pädagogen meist nur dann den Kontakt zu Eltern wiederzubeleben, wenn problematische Verhaltensweisen der Jugendlichen darauf schließen lassen, daß sie verinnerlichten familiären Beziehungsmustern entspringen.

Bei manchem Tabuthema, wie zum Beispiel bei sexuellem Mißbrauch in der Herkunftsfamilie, sind sich viele

Mitarbeitende unsicher, ob sie aufdeckend aktiv werden und psychologisch mit den Jugendlichen arbeiten sollen und können.

Außerdem empfinden viele Mitarbeiter, die kontinuierlich mit Eltern der Jugendlichen zu tun haben, in der zusätzlichen Arbeitsbelastung einen Zwiespalt: Zeit und Energie, die Elternarbeit kosten, gehen der Arbeit mit Jugendlichen ab; Konkurrenzspannungen zwischen Eltern und Pädagogen müssen gelöst werden; unangemessene Reaktionen von Eltern, die aus dem Gefühl der Schuld oder des Versagens resultieren, erfordern psychologisches Verständnis. Negative Wirkungen von Elternkontakten auf einzelne Jugendliche, insbesondere wieder aufbrechende Traumata, brauchen „heilpädagogische“ Antworten. Viele Sozialpädagoginnen und -pädagogen wünschen sich für derlei Probleme therapeutische Unterstützung oder psychologische Fallsupervision. Nur teilweise stehen

stischen Wissens auf den aktuellen pädagogischen Beziehungsalltag hakt es noch. Auch wenn sich schon heute fünfzig Prozent der jugendpädagogischen SOS-Teams Klarheit über „ihre“ Jugendlichen mit Hilfe familiensystemischer Methoden und Techniken wie etwa dem des „Genogramms“ oder der „Familienskulptur“ erarbeiten, braucht es intensivere Mitarbeiterfortbildung zu bestimmten Fragekomplexen, die sich in der Praxis immer wieder stellen: Wie kann bei tabuisierten Problemen aufdeckend mit einem Jugendlichen gearbeitet werden, ohne die Kompetenzgrenze zwischen Sozialpädagogik und Therapie zu überschreiten? Wie kann man die Bewältigung der Probleme unterstützen, die er mit Scheidungs- und Trennungskonflikten seiner Eltern hat? Wie können Kontakte zwischen Eltern und Jugendlichen in Bahnen gelenkt werden, in denen die Jugendlichen zu einem realistischen Verhältnis mit ihren Eltern finden?



ihnen dafür Kooperationsangebote von ortsansässigen Beratungsstellen zur Verfügung.

Insgesamt ergab die Bestandsaufnahme:

Elternarbeit mit dem Akzent auf „Vergangenheitsbewältigung“ sollte unbedingt stärker als bisher angegangen werden. Die psychosoziale Diagnose im Aufnahmeverfahren und in der Erziehungsplanung ist zwar professionell, aber bei der methodisch ausgewogenen und individuell zugeschnittenen Übertragung des diagno-

Kurzum, das sind Ergebnisse der Studie zur Elternarbeit, die auf Initiative des Fachreferenten Wolfgang Graßl und seiner Kollegin Karin Mummenthey entstanden sind und die zielstrebigere Fragen in die Diskussion gebracht haben. Er wird diesen Prozeß nun weiter begleiten, wird sich für entsprechende vereinsinterne Tagungs- und Fortbildungsinhalte einsetzen, für „Trainings on the job“ und psychologische Fallsupervisionen und wird auch im nächsten Jahr wieder 25.000 Kilometer durch die pädagogische Welt von SOS-Kinderdorf zurücklegen.  
Gute Reise!

# Nachrichten, Informationen und Hinweise

▷ Der SOS-Familientreffpunkt (mit Beratungsstelle) in Lütjenburg hat sein Arbeitskonzept in kleiner Auflage herausgebracht. Interessierte wenden sich an den Leiter, Andreas Meyer, Tel. 04381/1313, Plöner Straße 41, 24321 Lütjenburg.

▷ Eine Kopie der vollständigen Ergebnisse aus der Erhebung zur „Elternarbeit in SOS-Jugendeinrichtungen“ des Jahres 1992 ist von interessierten Kolleginnen und Kollegen beim Fachbereich Pädagogik, Geschäftsstelle des SOS-Kinderdorf e.V. zu beziehen (Renatastraße 77, 80639 München, Tel. 089/12606421).

▷ Marga Raithel – Mitarbeiterin im Sozialpädagogischen Institut des SOS-Kinderdorf e.V. in München – unterstützt Studierende bei der Erarbeitung wissenschaftlicher Themen, sofern sie Konzepte und Einrichtungen berühren, die der SOS-Kinderdorf e.V. realisiert hat. Studierende der Pädagogik und Psychologie, der Sozialpädagogik und der Fachakademien für Erzieher/innen können passend zu ihrem Thema spezielle Materialien anfordern: z.B. Fachartikel, Konzeptbeschreibungen, Archivunterlagen und ältere Veröffentlichungen, Statistiken, interne Papiere zu Fachfragen. Marga Raithel steht zu Gesprächen und Rückfragen zur Verfügung oder arrangiert eine Verbindung zu denjenigen Referent/innen des Fachbereichs Pädagogik, die SOS-Einrichtungen betreuen (Kinderdörfer, Beratungsstellen, Frühförderstellen, Jugendeinrichtungen, Berufsausbildungszentren, Behindertendorfgemeinschaften, Mütterzentren und Qualifizierungsprojekte in der Altenhilfe). Einsicht in über fünfzig einschlägige Examensarbeiten, die seit 1970 gesammelt wurden, ist möglich.

Bei Interesse setzen Sie sich unter der Telefonnummer 089/12606-424 bzw. 12606-432 mit dem SPI, Renatastraße 77, 80639 München in Verbindung.

▷ Das SOS-Kinderdorf „Schwarzwald“ (Bugginger Gasse 15, 79295 Sulzburg, Tel. 07634/8344) hat sein Betreuungsangebot erweitert. Für vier Jugendliche bzw. junge Erwachsene steht eine Wohnung in Freiburg zur Verfügung, in der sie bei ihren Schritten in die Selbständigkeit sozialpädagogisch betreut werden.

▷ Die SOS-Jugendeinrichtung Augsburg-Leonhardsberg, (Hausnummer 16/3, 86150 Augsburg, Tel. 0821/311369) hat unter Berücksichtigung der neuen KJHG-Anforderungen ihr stationäres Angebot für junge Menschen erweitert: Neben fünf Plätzen in der innenbetreuten „Jugendwohngemeinschaft“ und drei Plätzen für „Intensiv betreutes Einzelwohnen“ werden nun zusätzlich vier Plätze „Betreutes Einzelwohnen“ angeboten.

▷ Die innenbetreute SOS-Jugendwohngemeinschaft Hünstetten-Wallrabenstein (Dorfweg 2b, 65510 Hünstetten, Tel. 06126/53444) hat seit Mai 1993 zusätzlich vier Plätze für „Einzelbetreutes Wohnen“.

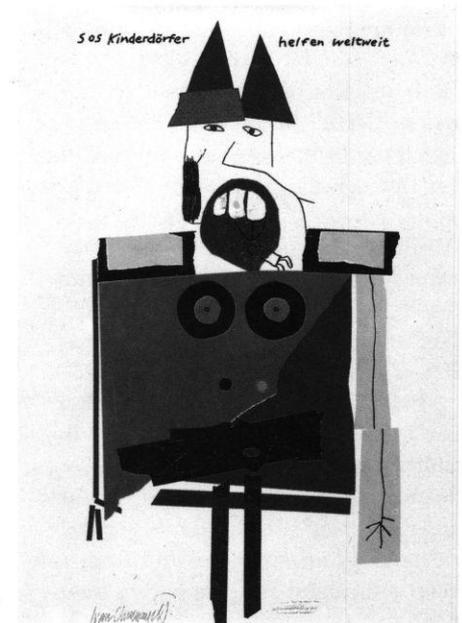
▷ In den neuen Bundesländern hat seit Mai 1993 die Wohngruppe in Gera mit Plätzen für vier junge Frauen und vier junge Männer (ab 17 Jahren) ihre Arbeit aufgenommen (Kurt-Keicher-Straße 51, 07545 Gera, Tel. 0365/200056).

▷ Das SOS-Kinderdorf „Sachsen“ hat seit August 1993 mit den ersten SOS-Pflegefamilien begonnen (Rottmannsdorfer Straße 43, 08064 Zwickau, Tel. 0375/472185).

▷ Die Saarbrücker Berufsfördereinrichtung „jung hilft alt – alt hilft jung“ hat – in Theorie und Praxis – eine kleine Gruppe Asylantinnen und Asylanten auf die hauswirtschaftliche Beschäftigung in Haushalten von alten Menschen und Angehörigen vorbereitet – mit gutem Erfolg (Mobiler Sozialer Dienst / Berufsbildungsprogramm für hauswirtschaftliche Alten- und Familienhilfe, Tel. 0681/56788 und 56888, Eisenbahnstraße 64, 66117 Saarbrücken).

▷ Die Informationsbroschüre des Sozialpädagogischen Instituts „Die Einrichtungen – Pädagogische Konzeptionen und Anschriften“ des SOS-Kinderdorf e.V. ist in aktualisierter Auflage wieder erhältlich. Auch die Fachbroschüre „Die SOS-Kinderdörfer in Deutschland“ von Dr. Volker Then (4. unveränderte Auflage 1990) können Sie kostenlos über das SPI beziehen (Adresse s.o.).

▷ Künstlerisch gestaltete Plakate und Postkarten der Designer Chermayeff, Fletcher, Glaser, Grapus, Hillmann, Hiltbrunner, Hofmann, Kieser, Kurlansky, McConell, Mendell, Ott & Stein, Rushworth, Schwaiger-Winschermann, Swierzy und Tanaka zum Thema „SOS-Kinderdörfer helfen weltweit“ können Sie beim Öffentlichkeitsreferat des SOS-Kinderdorf e.V., Renatastraße 77, 80639 München bestellen, auch telefonisch unter der Nummer 089/12606401.



Plakat von  
Ivan Chermayeff,  
U.S.A.

- Die Literaturangaben, die die einzelnen Autoren zu ihren jeweiligen Artikeln gemacht haben, wurden in diese Liste integriert.
- Albert-Schweitzer-Kinderdorf in Hessen e.V. und Internationale Gesellschaft für Heimerziehung (Hrsg.): *Familie und Heim*. Frankfurt 1995
- Bateson, Gregory: *Ökologie des Geistes*. Frankfurt 1981
- Bayerisches Landesjugendamt: *Vorschlag zum Hilfeplan*. München 1992
- Bettelheim, Bruno: *Erziehung zum Überleben*. DTV, München 1985
- ders.: *Leben für Kinder*. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1990
- ders.: *Liebe allein genügt nicht. Die Erziehung emotional gestörter Kinder*. Klett, Stuttgart 1971
- ders.: *So können sie nicht leben. Die Rehabilitation emotional gestörter Kinder*. Klett, Stuttgart 1975
- ders.: *Der Weg aus dem Labyrinth. Leben lernen als Therapie*. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1975
- ders./ Karlin, Daniel: *Liebe als Therapie*. Piper, München 1983
- Bischof, Norbert: *Rätsel Ödipus*. Piper, München 1985.
- Börsch, Bettina/Conen, Marie-Luise: *Arbeit mit Familien von Heimkindern*. Verlag Modernes Lernen, Dortmund 1987
- Boszormenyi-Nagi, Ivan: *Unsichtbare Bindungen*. Stuttgart 1981
- Bowlby, John: *Bindungen*. München 1975
- Bowlby, John: *Trennung*. Kindler, München 1976
- Bowlby, John: *Verlust: Trauer und Depression*. München 1983
- Bronfenbrenner, Urie: *Die Ökologie der menschlichen Entwicklung*. Stuttgart 1981
- Brouck, Janne van den: *Handbuch für Kinder mit schwierigen Eltern*. Stuttgart 1981
- Duehrssen, Annemarie: *Heimkinder und Pflegekinder in ihrer Entwicklung*. Göttingen 1975
- Ebertz, Beate: *Adoption als Identitätsproblem*. Lambertus Verlag, Freiburg 1987
- Ell, Ernst: *Wieder zu den Eltern*. Schulz-Kirchner Verlag, Idstein 1992
- Erikson, Erik Homburger: *Kindheit und Gesellschaft*. Klett-Cotta, Stuttgart 1991
- Forschungsgruppe Jugendhilfe Klein-Zimmern: *Familiengruppen in der Heimerziehung*. 2. durchgesehene Auflage, Verlag Peter Lang Frankfurt, Berlin, Bern, N.Y., Paris, Wien 1992
- Gudjons, Herbert/Pieper, Marianne/Wagener, Birgit: *Auf meinen Spuren – Das Entdecken der eigenen Lebensgeschichte*. Hamburg 1986
- Handbuch Beratung im Pflegekinderbereich*. Hrsg. Deutsches Jugendinstitut, Gudat, Ulrich/Schumann, Marianne u.a. Juventa, Weinheim und München 1987
- Hellersdorfer Kinder- und Jugendforum 1991 - Dokumentation: *Kinder in fremden Familien – Chancen sozialer Elternschaft*. Hrsg. Bezirksamt Hellersdorf von Berlin 1991
- Honig, Michael: *Kindesmißhandlung*. München 1982
- Jürgensen, Geneviève: *Schule der Ungeliebten*. Piper, München 1987
- Krähenbühl, Verena/Jellouscheck, Hans u.a.: *Stieffamilien*. Lambertus Verlag, Freiburg 1986
- Lausch, A.: *Die Pflegeelternschaft – Erleben und Bewältigung*. Frankfurt, Bern, New York 1985
- Lutter, Elisabeth: *Biologische und soziale Elternschaft*, in: Information des Vereins Initiative Pflegefamilien, Heft 36, 1990
- Martin, Brigitte: *Hilfe zur Erziehung in Vollzeitpflege – Arbeitshilfen für die Praxis*. Hrsg. Landesjugendamt Hessen, Wiesbaden 1992
- Münder, Johannes: *Das neue Jugendhilferecht*. Votum Verlag, Münster 1991
- Nienstedt, Monika/Westermann, Arnim: *Pflegekinder*. Votum Verlag, Münster 1992
- Pflegekinderkongreß Hamburg 1990*. Hrsg. Güthoff, Friedhelm, Münster 1990
- Späth, Karl: *Der Hilfeplan im Spannungsfeld zwischen Bevormundung und Einbeziehung von Kindern, Jugendlichen und Eltern*, in: Unsere Jugend, April 1992
- Then, Volker: *Die SOS-Kinderdörfer in Deutschland*. Sozialpädagogisches Institut, München 1985
- Ude-Pestel, Anneliese: *Betty. Protokoll einer Kinderpsychotherapie*. DTV, München 1992
- Verband katholischer Einrichtungen der Heim- und Heilpädagogik (Hrsg.): *Schwerpunktverlagerungen in der Jugendhilfe. Beiträge zur Erziehungshilfe 1 und Familienarbeit in der Heimerziehung. Beiträge zur Erziehungshilfe 4*, Lambertus Verlag, Freiburg 1992
- Vogel, Georg/Flum, Markus: *Erziehungsplanung im SOS-Kinderdorf – Eine praktisch-pädagogische Hilfe oder eine akademische Kopfgeburt?* Unveröffentlichtes Manuskript, München 1993
- Vogt-Hillmann, Manfred: *Systemisch-lösungsorientierte Elternberatung in der Heimerziehung – Elternarbeit im Kinderheim*, in: Jugendwohl, Heft 7, Juli 1992
- Wiemann, Irmela: *Pflege- und Adoptivkinder: Familienbeispiele, Informationen, Konfliktlösungen*. Rowohlt-Taschenbuchverlag, Reinbek: 1991

Impressum

SOS-Dialog  
1. Jahrgang 1993, Heft 0

Herausgeber und Bestelladresse:  
Sozialpädagogisches Institut  
im SOS-Kinderdorf e.V.  
Renatastraße 77  
80639 München-Nymphenburg  
Tel: 089/126 06 432  
Fax: 089/126 06 417

Redaktion:  
Barbara Brasse, Leiterin des Sozialpädagogischen  
Instituts (presserechtlich verantwortlich)  
und Peter Weismann

Gestaltung:  
Büro SchwaigerWinschermann, München

Litho:  
druckteufel gmbh, München

Druck:  
Schoder Druck GmbH & Co. KG, Gersthofen

Vertrieb:  
Sozialpädagogisches Institut,  
SOS-Kinderdorf e.V., München

© Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Bei-  
träge und Abbildungen sind urheberrechtlich ge-  
schützt. Jede Verwertung außerhalb des Urheber-  
rechtsgesetzes und Nachdrucke sind nur mit  
Zustimmung des Sozialpädagogischen Instituts,  
SOS-Kinderdorf e.V. möglich.

Schutzgebühr DM 8,-  
Für Schüler und Studenten  
50% Ermäßigung

Erscheinungsweise:  
zweimal, jährlich

